Hochschule Neubrandenburg

Studienfach: Landnutzungsplanung

Masterarbeit

zur Erlangung des akademischen Grades

Master of Science (M.Sc.)

Spontane und angebaute Stadtvegetation

Freiraumplanerische Reflexionen zur Erosion des „schönen Scheins“, eines professionellen Paradigmas in der Grünplanung und -pflege

Abgegeben von: Anna Haselroth

Florian Nessler

Betreuer: Prof. Dr. Helmut Lührs

Zweitbetreuerin: M.Sc. Dipl.-Ing. (FH) Jeanette Höfner

Abgabetermin: 11.09.2020

urn:nbn:de:gbv:519-thesis2020-0659-6

Ge*dank*en vorweg

Zunächst geht ein Dank an Herrn Vogel und Herrn Brauns aus der Neubrandenburger Stadtverwaltung, die uns freundlich und geduldig unsere Fragen beantwortet und einige Unterlagen zur Grünflächenpflege in Neubrandenburg zur Verfügung gestellt haben.
Tina und Katharina haben in dieser Arbeit aufmerksam Korrektur gelesen, mit Anmerkungen versehen und damit einen nicht unwesentlichen Beitrag dazu geleistet, dass sie gut zu lesen ist. Überhaupt wäre die Arbeit wohl nicht entstanden, hätten unsere Eltern uns nicht das Studieren so selbstverständlich ermöglicht, wie sie uns zugetraut haben, dass wir das, was wir tun auch gut machen werden.
Dann gibt es die, die uns während des Studiums begleitet haben. Viele tolle Menschen, die uns in den letzten Jahren zu guten Freunden geworden sind. Mit einigen sind wir am Anfang des Studiums zusammen losgezogen, manche haben wir auf dem Weg kennengelernt. Mit allen haben wir viel Schönes erlebt.
Manche waren in den vergangenen Jahren nicht nur Wegbegleiter, sondern auch Wegbereiter. Sie haben uns das ein und andere Mal an schwierigen Passagen geholfen, zuweilen einen Wink in die „richtige“ Richtung gegeben, ohne dabei ständig vorweg zu gehen und uns so auf ausgetretenen Pfaden durch die Welt zu führen. Sie haben uns unseren eigenen Weg durch dieses Abenteuer gehen lassen und gerade auf diese Weise ganz entscheidend dazu beigetragen, dass wir auch in Zukunft einen Weg, unseren Weg, finden werden. Jeanette, Helmut, vielen Dank dafür.

> *„Die Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse aber ist eine Folge des Reichtums der Lernerfahrungen: Wie viel Gegenerfahrung zur gesellschaftlichen Wirklichkeit, wie viel Fremdes ist in der Lerngeschichte eines Lernsubjekts vorgekommen, damit es wirkliche Gegenbedürfnisse und alternative Vorstellungen entwickeln kann?“*

Inge Meta Hülbusch

Inhalt

1 Einführung ... 4

1.1 Freiraum und Vegetation ... 4

1.2 Der „schöne Schein“ ... 6

2 Illusionen der Pflege ... 9

2.1 Der „Rasen“ auf dem Datzeberg oder: „Schön gepflegt“ ... 9

2.2 In der gegenständlichen Welt - Pflege, Gebrauch, Dauerhaftigkeit ... 11

2.3 Gebrauchswert ... 12

2.4 Die „Auratisierung der Rasen“ (HARD 1985) ... 13

2.4.1 Das Zeichensystem „Landschaft“ ... 13

2.5 Ökonomisierung ... 15

2.6 Vom „schönen Schein“ zur Illusion ... 16

3 Dürrezeiten - Zur Entwicklung der Grünflächenpflege in Neubrandenburg ... 18

4 Die Pflanzengesellschaften der spontanen Vegetation Neubrandenburgs ... 21

4.1 Beobachtungen und Fragestellungen ... 21

4.2 Beschreibung des Verfahrens ... 22

4.3 Die Gesellschaften der Tabelle ... 23

4.3.1 Polygono-Poetea annuae RIVAS-MARTINEZ 1975, Sp. I-III ... 25

4.3.2 Stellarietea mediae (BR. BL. 1931) TX., LOHM., PRSG. 1950 IN TX. 50 Sp. IV - VII ... 29

4.3.3 Sisymbrion officinalis TX, LOHM., PRSG 1950, Spalte V - VII ... 33

4.3.4 Agropyretea intermedii-repentis (OBERD. ET AL. 1967) MÜLLER ET GÖRS 1969, Sp. VIII ... 38

4.3.5 Sedo- Scleranthetea BR.-BL. 1955 Sp. IX ... 39

4.3.6 Artemisetea (LOHM., PRSG ET TX. IN TX.50) SP. X - XII ... 39

4.3.7 Petasites hybridus-Gesellschaft Sp. XIII und Cymbalaria muralis-Gesellschaft Sp. XIV. 43

4.4 Zusammenfassung ... 46

5 Was das „Schöne“ sei? ... 49

5.1 Der „schöne“ Entwurf ... 50

5.2 „Die beste Theorie der Schönheit ist ihre Geschichte. Über diese Geschichte nachdenken heißt untersuchen, wie bestimmte Gemeinschaften mit der Schönheit und ihrem Begriff umgegangen sind“ (SONTAG 2002:27) ... 51

5.3 Eine kurze Geschichte der „Schönheit“ ... 52

5.3.1 „Die Schönheit“ in der Antike ... 52

5.3.2 Christliche Schönheitstheorien im Mittelalter ... 55

5.3.3 Die Naturauffassung des späten Mittelalters und der aufkommende Humanismus ... 57

5.3.4 Der Einzug des „guten Geschmacks“ ... 61

5.3.5 Die Einführung der „Ästhetik“ als eine eigenständige philosophische Disziplin ... 64

5.3.6 Das „interessenlose Wohlgefallen“ ... 65

5.3.7 „Schönheit“ als Freiheit in der Erscheinung 65
5.3.8 *Schönheit* im deutschen Idealismus 67
5.3.9 Die Verabschiedung des „Naturschönen“ 70
5.3.10 Das „Schöne“ als Wiederschein einer vergangenen Welt 71
5.4 Das Traumbuch des Wachenden (BENJAMIN 1929) 72
5.4.1 Der Auftritt des „Ästhetischen“ 73
5.4.2 Das Ästhetische als das „menschliche Maß“ (JAUSLIN 1990:173) 73
5.4.3 Eine schöne Geschichte 74
6 Ein „gedankliches“ Abenteuer 76
Literaturverzeichnis I
Abbildungsverzeichnis VI
Selbstständigkeitserklärung VII
Anhang VIII

1 Einführung

1.1 Freiraum und Vegetation

Wir widmen uns in dieser Arbeit der spontanen Stadtvegetation Neubrandenburgs – all dem, was in der Stadt „von allein“ wächst. Diese Vegetation ist es, die eine Stadt im eigentlichen Sinne „grün“ erscheinen lässt. Aber sie genießt bei der Stadtbevölkerung und in der Stadtverwaltung in der Regel nur eine eher bescheidene Wertschätzung (vgl. z. B. HARD 1988). Eigentlich fällt die spontane Vegetation erst dort auf, wo sie eklatante Planungsfehler sichtbar werden lässt, um dann als Unkraut mit beachtlichem Aufwand bekämpft zu werden – davon später mehr. Also, im engeren Sinne, so unsere Einschätzung, spielt die „spontane Vegetation“ im Bewusstsein der Stadtwahrnehmung keine Rolle. Nehmen wir als Beispiel die einjährigen Trittpflanzengesellschaften. Sie sind besonders unscheinbar, in der Regel linear verbreitet; alle treten darauf herum und bewusst nimmt so gut wie niemand Notiz davon. Nicht so häufig, aber schon etwas auffälliger, die Mäusegerstengesellschaften; sie wachsen mal mehr, mal weniger ansehnlich und begleiten zumeist Grenzen an Zäunen, Mauern und Wegen. Auffallend schon sind die dauerhaften Staudengesellschaften mit Beifuß und Goldrute, die charakteristisch für die städtischen Brachen sind. Das „wilde Grün“, wie HÜLBUSCH (1981a) es nennt und beschreibt, „kennzeichnet die Distanzräume, die produktiv leeren und sozial wichtigen Räume und Grenzflächen, es kennzeichnet den Freiraum“ (ebd.:199).

Auch wenn wir in der Regel nicht bewusst auf dieses Wissen zurückgreifen (können) (vgl. dazu auch BERGER & KELLNER 1984:22 ff.), wir alle lernen, diese Pflanzengesellschaften zu lesen, sofern sie wichtige Informationen für unseren Alltag bereithalten, ohne dafür ihre Namen und genaue Zusammensetzung kennen zu müssen. So ist ein Trampelpfad für uns alle im Alltag eben ein Trampelpfad, und beispielsweise kein durch ein „Polygono-Matricarietum“ phänologisch gekennzeichneter Weg. Uns als FreiraumplanerInnen, denen es ein Anliegen ist, den Alltag der Menschen ernst zu nehmen, und ihn als wichtige Kategorie schätzen, kann die spontane Vegetation als „Spur“ (vgl. HARD 1995) dienen und dabei helfen, den alltäglichen Gebrauch der Freiräume besser zu verstehen.

Diese Sichtweise steht im Gegensatz zum professionellen Paradigma der Grünplanung, nach deren Selbstverständnis es Aufgabe der Planerinnen und Planer ist, die Stadt „grün“ zu machen. Das „Grün“ wird formal verstanden als eine zu verwaltende quantitative Kategorie. Bedarfsberechnungen in Hektar pro Person für die Versorgung mit Grünflächen gibt es seit der Gründerzeit (vgl. WAGNER 1915). Die Idee, man müsse die „Natur“ in die Stadt holen, um die Lebensbedingungen der Menschen dort zu verbessern, finden wir schon vor dieser Zeit (vgl. z. B. NEHRING 1979:103 ff.). Dass auch die Stadt von allein „grün“ ist, sie mit den verschiedenen Gesellschaften der spontanen Vegetation auch ihre eigene

„Natur“ hat, wird dabei übergangen. Die Natur, die in den Städten durch die Grün- und Parkplanung imitiert wird (s. auch LEFEBVRE 2014:33), hat mit der gartenkünstlerischen Durchsetzung des Landschaftsgartens extensiv genutzte Agrarlandschaften zum Vorbild, ist aber stets nur ein Schein dieser. Denn alterungsfähige Bestände werden auf diesen Grünflächen nur durch Imitation der agrarischen Nutzung mittels Pflege erzeugt. Gelingt dies, was gärtnerische Kenntnis voraussetzt, können sich auch Nutzungen einstellen. Dort, wo es vordergründig um den „schönen Schein“ immer neuer Entwürfe, und damit mehr um die PlanerInnen als um die NutzerInnen geht, wird mit der Verteidigung des Entwurfs gegen die Realität gleichzeitig auch für die Verdrängung der Menschen, und somit für die Unbelebtheit des öffentlichen Raumes gesorgt (vgl. HÜLBUSCH 1981b).

Das bleibt auch dort Programm, wo die Stadtgärtnerei im Rahmen der sogenannten bioökologischen Grünflächenpflege/-planung (s. z.B. ANDRITZKY & SPITZER 1986; BARTUNG 1987) für eine Zeit den Versuch unternommen hatte, sich der spontanen Vegetation anzunehmen, und nun naturgärtnerisch gestimmt die knappen Stadtkassen zu schonen. Die aufwändigen Pflanzungen, also das normalpraktische Stadtgrün, Pflanzungen, die immer auch Spiegelbild der an dem jeweiligen Standort zu erzielenden Bodenrente sind, sind nämlich außerdem eines: teuer.

In Neubrandenburg wird, wie in vielen anderen Kommunen auch, das Gros der Pflegearbeiten an private Unternehmen vergeben. Zugleich wurde in den letzten Jahren der Etat für die Pflege der öffentlichen Grünflächen (seitens der Stadt und auch der Wohnungsbaugesellschaften) immer weiter zurückgeschraubt (vgl. Kapitel 3). Fungierte die öffentliche Grünplanung einst als meist verbissener Gegenspieler der spontanen Vegetation (s. o.), und war es neben der Beseitigung des „Unkrautes“ auch ihre Rolle, unerwünschte Nutzungen nach Möglichkeit gleich mit zu entfernen, bringt sie nun hier und dort, und ganz absichtslos unter der stark reduzierten Fürsorge Pflanzengesellschaften von ansehnlicher Schönheit zur Blüte, die in finanziell besseren Zeiten nicht die Spur einer Entwicklungschance gehabt hätten. Hier begegnen wir der – wenigstens aus unserer Sicht – angenehmen, sympathischen, wenn auch oft kurzlebigen Seite des Unternehmens Pflegekostenreduktion. Es führt jedoch auch zu Phänomenen, die der Stadtverwaltung kaum recht sein dürften: z. B. latente Verwahrlosung von Grünflächen, funktionale Einschränkungen der Nutzbarkeit von Wegen und Infrastruktureinrichtungen, inklusive eines substanziellen Werteverlusts solcher Einrichtungen und Ausstattungen. Aber auch die Ruderalisierung bestimmter Pflanzengesellschaften, hier sind besonders die Säume zu nennen, wird in drastischer Weise forciert. Schließlich gehen zahlreiche Pflanzengesellschaften schlicht „über den Jordan“, weil sie eben keine fachgerechte, sondern wenn überhaupt eine funktionale Pflege erfahren.

Nicht nur die Physiognomie, der Aufbau und die Artenzusammensetzung der Pflanzengesellschaften verändert sich, auch entstehen im Vegetationskleid der Stadt ganz neue Gebilde, die wir bisher so nicht

kannten. Davon sind besonders die „extensiv gepflegten Rasen“ betroffen. So gibt es zahlreiche Beispiele von „Rasen“, die immer noch im Sinne von Rasen gepflegt werden, längst aber ihrer Erscheinung und Soziologie nach aufgehört haben, Rasen zu sein. Phänomene dieser Art sind besonders schwer zu deuten. Licht und Schatten liegen so dicht beieinander, und es ist häufig nicht leicht, für all die verwirrenden Botschaften, die das Pflegeregime bereithält, den angemessenen Schlüssel zu finden, nach dem und mit dem sie aufzuschließen wären. Natürlich wäre es wünschenswert, die Pflege dort zu konsolidieren und zu stärken, wo sie etwas, das von selbst in der Stadt wächst, glücklich zum Blühen bringt, ihr also handwerkliche, gärtnerische und freiraumplanerische Kompetenz zur Seite zu stellen. Aber, wie realistisch ist das? Die weithin ablesbaren Veränderungen der Stadtvegetation folgen am wenigsten fachlichen Überlegungen und das Regime der Kosteneinsparung, die wir mit den Überlegungen eines sparsamen Einsatzes der vorhandenen Mittel nicht verwechseln sollten, lässt die Renaissance eines fachlichen Diskurses über diese Fragen am wenigsten erwarten. Überlegungen qualitativer Art spielen unserer Kenntnis nach jedenfalls eine marginale Rolle, und so sind auch die Veränderungen in der Arbeit der Pflege städtischer Grünflächen organisatorisch wie inhaltlich-fachlich nicht als Resultat professioneller Erkenntnisse, sondern vielmehr als Resultat der knappen Haushaltskassen zu begreifen. In der Vegetation als Ausdruck aller Standortfaktoren kommt neben den standörtlichen Bedingungen auch die Arbeit zum Ausdruck. Die Veränderungen, die die Arbeit der Pflege der städtischen Grünflächen durchlaufen hat, bringen die Aufhebung des einst gültigen Gegensatzes von „wildem Grün“ und angebauter Vegetation mit sich. Der „schöne Schein“ wird immer mehr zur Illusion und es verwundert nicht, dass es zusehends schwieriger wird, sich so in der Welt zu orientieren.

1.2 Der „schöne Schein“

Auch in finanziell besser gestellten Zeiten hatte die „Pflege“ keinen leichten Stand (vgl. LÜHRS 2020). Deshalb verwundert es auch nicht, dass sie in fachlicher wie monetärer Hinsicht mit besonderer Schärfe dem Kürzungsdiktat leerer Kassen unterworfen ist. Viele praktische und konzeptionelle Fragen stehen da gleichermaßen zur Debatte, denen wir nicht ausweichen werden, für die wir aber auch keine Patentrezepte anzubieten haben, nach dem Motto: „Man nehme dies und das und dann wird schon alles gut.“ Solche Art von Leerversprechungen führen zu gar nichts, wie die Geschichte der Stadtgrünpflege überdeutlich zeigt (vgl. ebd.). Wir werden dort also praktisch sein und bleiben, wo dies dem Gegenstand nach angemessen und fachlich geboten erscheint. Wir werden dort konzeptionelle Fragestellungen in den Vordergrund unserer Überlegungen stellen, wo die ungeplanten, aber weitreichenden Folgen des veränderten Pflegeregimes planend eine angemessene Reflexion verlangen. Schließlich wollen wir nicht, wie so manch einer in unserer Disziplin, in der Welt orientierungslos umherirren. Und so verstehen wir auch die vegetationskundliche Arbeit als eine Art

Spurenlesen und eine Suche nach Bedeutungen. Doch wer ein guter Spurenleser sein möchte, sollte sich nicht nur der Spuren und Indizien, sondern auch seiner eigenen Wahrnehmung bewusst sein (vgl. HARD 1995:131). Bei der vegetationskundlichen Arbeit wie im Alltag werden wir durch unsere Erfahrung und unser mitgebrachtes Wissen beeinflusst. Und so schließen wir (notwendigerweise) unbewusst stetig Dinge aus unserer Wahrnehmung aus, um wiederum anderen besonders viel Aufmerksamkeit zu schenken. Während unserer Arbeit „im Feld" fiel uns immer wieder auf, dass einer Vegetationsaufnahme häufig der Gedanke: „Das sieht aber schön aus." vorausging. Dies geschah beim Spazieren durch die Stadt in der Regel spontan, und häufig folgte diesem ersten Impuls eine Vegetationsaufnahme, sodass wir uns die Frage stellten, inwiefern dieses Wohlgefallen, dieses ästhetische Moment, oder anders formuliert: wie das „Schöne" unsere Arbeit beeinflusst. Dieser Frage schloss sich sogleich die Frage an, was das „Schöne" denn überhaupt sei und im weiteren Verlauf unserer Beschäftigung mit diesem Thema die Feststellung, dass jede funktionalistische Frage nach der „Schönheit" der Beginn einer Irrfahrt ist. Diese Überlegungen sind nicht zufällig mit den zuvor angerissenen Befunden zur Pflege der städtischen Freiräume verschränkt. Offensichtlich bewirkt die derzeitige Art und Weise der Pflege/Nicht-Pflege/Pflegezerrüttung eine ziemliche Verwirrung der mit ihr hergestellten Sujets und Arrangements in der vegetabilen Ausstattung der städtischen Freiräume. Wie z.B. sollen wir die einst in landschaftliche Rasen gekleideten Leerräume des Zeilengeschosswohnungsbaus lesen, die nun pflegebedingt nicht mehr als Festuco-Crepideten, sondern als flächig ausgebildete Dauco-Melilotion-Gesellschaften daherkommen? Fördert die Veränderung der Vegetationsausstattung Möglichkeiten der Aneignung oder erweitert sie Handlungsspielräume für die Bewohner? Nach unseren Beobachtungen kaum, aber schöner als ein im Sommer braun gebrannter „Rasen" ist sie allemal.

Als ein Begriff mit einem großen assoziativen Hinterhof, ist das „Schöne" eine wichtige Orientierung im Naturschutz und im Besonderen in der Landschaftsarchitektur. Dabei scheint die „Schönheit" gerade dort vehement ihr Terrain zu beherrschen, wo sie am wenigsten zu sagen hat. Ein auf Anpreisung zielender Begriff von „Schönheit", PlanerInnen möchten schließlich für ihre Entwürfe, ihre Kunstwerke, auch entsprechend gewürdigt werden, bietet einen idealen Schutzwall gegen Ideen und Denkweisen, die am eigenen Fundament zu graben drohen und verdeckt zugleich die Ideenlosigkeit und intellektuelle Leere der „schönen" Entwürfe. Doch wer den schönen Gegenstand (egal, ob nun einen Schuh, einen Park oder die Freiflächen an einer Wohnanlage) als Kunstobjekt wahrnimmt, als Idee während der Planung sowie als realen Gegenstand in der Wirklichkeit, eliminiert zuerst in seiner Vorstellung und schließlich auch in der Wirklichkeit den Gebrauchswert des Gegenstandes (KÄMPF-JANSEN 1985:233).

Gründlich missversteht die Angelegenheit, wer nun glaubte, wir wollen damit für die Abschaffung des „Schönen" plädieren – ein absurdes Unternehmen. Geschmacksurteile als praktische Lebensäußerung,

als ästhetische Einstellung, als soziologische Konfiguration sind für das alltägliche Leben, für das Denken und Fühlen existentiell. Folgen wir den Ausführungen JAUSLINS (1990), so laufen wir in unserer modernen Welt einer „Schönheit“ hinterher, die wir längst verloren haben, weil uns unsere gesellschaftlichen Konstruktionen den Zugang dazu verweigern. Die „Schönheit“, die so einfach für sich selbst noch nie zu haben war, besitzt ein scheues Wesen. Draufgängern, Schwadroneuren und Funktionalisten jeglicher Couleur ist sie eine ersehnte und zugleich gänzlich unzugängliche Größe. Sie ist in den Geschichten des Lebens, des Lebendigen zuhause und nicht in den Zwangssystemen, denen uns funktionalistische Architektur und Gesellschaftskonstruktionen jeglicher Art aussetzen.

> „In der Nacht aber, im verborgenen, in dem sich die Statthalterin der Einbildungskraft immer hat verstecken müssen vor denen, die unter dem Vorwand des Fortschritts die Wiederkehr des immer Gleichen betreiben, wusch sich Allerleirauh den Ruß vom Gesicht und holte das Kleid hervor, ´das wie die Sonne glänzte´. Und auch ihr Flickpelzwerk für den Aschentag: war es nicht gemacht aus den Fellen aller Tiere ihres väterlichen Reichs, das Bild der ganzen großen Natur, das sie mit sich trug? Dem König mag der Zusammenhang geschwant haben zwischen den Zutaten in der armen Brotsuppe und dem glänzenden Geschöpf, das er beim Tanz in den Armen hielt. Aber er erkannte die Schöne nicht wieder, als sie vor ihn trat, bekleidet mit nichts als dem Pelzwerk der Natur. ´Ich bin´, sagte sie, ´ein armes Kind, das weder Vater noch Mutter hat ´“ (JAUSLIN 1990:161).

Die vorangegangenen Überlegungen bilden den Fahrplan für diese Arbeit. Auf die Einführung folgend wird es im zweiten und dritten Kapitel darum gehen, den Begriff der Pflege im Kontext der professionellen Grünplanung näher zu beleuchten. Wir werden versuchen zu beschreiben, was wir unter der „Pflege“, wie sie derzeit stattfindet, noch verstehen können. Im vierten Kapitel werden die Gesellschaften der spontanen Vegetation Neubrandenburgs anhand der pflanzensoziologischen Tabelle beschrieben und interpretiert. Die Gliederung ist dabei an der pflanzensoziologischen Systematik orientiert. Einzelne Beispiele, die besonders prägnant erschienen, werden ausführlicher beschrieben. Kapitel fünf ist als Reflexion der eigenen vegetationskundlichen Arbeitsweise zu verstehen und nimmt auf das Moment des „Schönen“ Bezug.

2 Illusionen der Pflege

2.1 Der „Rasen“ auf dem Datzeberg oder: „Schön gepflegt“

Abbildung 1: Der "Rasen" wächst uns fast über den Kopf. Vegetationsaufnahme auf dem Datzeberg, Juli 2019.

Das Phänomen, dem wir etwas näherkommen wollen, ist die Pflege. Unsere Überlegungen dazu fangen mit einer Grünfläche auf dem Datzeberg an, auf der wir am 27.07.2019 eine Vegetationsaufnahme angefertigt haben. Vor etwa vier Jahren wurde dort Rasen angesät – die anzutreffende Gesellschaft ist ihrer Artenkombination nach jedoch nicht, wie zu erwarten wäre, dem Festuco-Crepidetum oder Lolio-Cynosuretum, sondern eher dem Dauco-Melilotion zuzuordnen. Uns gefällt der Blühaspekt in blau, weiß und gelb der trotz Hitzephase immer noch ansehnlichen Pflanzengesellschaft. Unter dem Stichwort „Pflege“ notieren wir im Aufnahmekopf: „Mahd, dreimal jährlich“, was wir von einem Mitarbeiter der Firma erfahren, die mit der Pflege der Fläche beauftragt ist. Wolken von Lärm und Staub quellen zwischen den Zeilenbauten hervor, während bei brennender Mittagshitze auf den umliegenden Flächen bereits gemäht wird – schnell die Aufnahme fertig machen, bevor auch hiervon nur noch ein Stoppelfeld übrig ist.

Aus Konvention beschreiben wir das, was dann geschieht, wenn wieder einmal Rasenmäher über die Flächen fahren, als „Pflege“. Pflegen ist immer auf „etwas“ bezogen. Doch sobald wir danach fragen, was dieses „etwas“ ist, das dort gepflegt wird, treten die ersten Verständnisschwierigkeiten auf.

Die erste mögliche Interpretation zur Pflege könnte lauten, dass sie dem dort angesäten Rasen gilt. Zur ständig notwendigen gärtnerischen Pflege eines Rasens im Sinne einer „den Erdboden bedeckenden Pflanzengesellschaft, die vorwiegend auf dicht beisammen wachsenden Gräsern besteht, welche die sogenannte Gras- oder Rasennarbe bilden“ (GANDERT 1960:27) sind drei Mahden pro Jahr jedoch bei weitem nicht ausreichend, um eine „ständig kurz gehalten[e], möglichst einheitlich aussehende, unkrautfreie Rasennarbe“ (ebd.:86) zu erzeugen. Für die Hauptvegetationszeit gibt z.B. GANDERT einen bis zwei Schnitte pro Woche, mindestens jedoch alle zehn Tage als Richtwert an, wodurch eine Anzahl von 15 bis 30 Schnitten pro Jahr erreicht wird (vgl. ebd.:86 f.). Die Zeitpunkte sind abhängig von den jeweiligen Wachstumsvorgängen des Rasens, die wiederum mit Boden- und Klimaverhältnissen im Zusammenhang stehen. Doch mit den regelmäßigen Schnitten ist die fachgerechte Pflege eines Rasens nicht getan: das Aerifizieren, Walzen, Bewässern sind für die dichte, gleichmäßige Grasnarbe vonnöten. Umso länger man Artenzusammensetzungen für Saatgutmischungen und Drainageanleitungen für die Anlage der Rasenflächen studiert, desto mehr kann man den „Rasen“ verstehen, der sich auf dem Datzeberg arg vernachlässigt gefühlt haben muss, und schließlich verabschiedet hat. Nun wären die drei von der „Pflege – Firma“ angegebenen Mahden der Frequenz nach dazu geeignet, eine Wiese zu konsolidieren. Aber die drei Schnitte sind ihren Zeitpunkten nach so wahllos und zufällig gelegt, dass eine Wiese ebenso wenig hergestellt oder stabilisiert werden kann, wie ein Rasen. Damit entfällt ein mögliches agrar- oder landschaftsgeschichtlich anvisiertes Vorbild, was im Falle des Rasens die Weide wäre, und hier genauso wie die Wiese nicht gemeint sein kann.

Die nächste mögliche Interpretation wäre, dass die Pflege absichtsvoll der Herstellung einer Dauco-Melilotion-Gesellschaft dienen soll. Die Pflanzengesellschaften dieses Verbandes stellen sich in der Sukzessionsabfolge relativ früh auf mergelhaltigen, skelettreichen Böden ein – sie sind die der jungen Brachen. Anleitungen zur gärtnerischen Herstellung solcher Gesellschaften sind uns jedoch nicht bekannt. Auch gehen wir davon aus, dass weder der Pflegefirma noch ihrem Auftraggeber bekannt sein dürfte, was ein „Dauco-Melilotion“ ist. Wäre ihnen dieser Gegenstand, dem ihre Pflegebemühungen gewidmet sind, bekannt, müssten wir mit ihnen alsbald in die (Un-)Tiefen der syntaxonomischen Diskussion dieses Verbandes eintreten, um zu verstehen, worum es der Sache nach dabei wirklich geht. Eine solche Sachkenntnis können wir mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ausschließen. Langer Rede kurzer Sinn, wir gehen davon aus, dass weder die Pfleger noch die Auftraggeber der Sache nach wirklich wissen, was sie hier tun.

Gegenstand und Pflege stehen an dieser Stelle also höchstens noch in einem losen Zusammenhang. Die „Pflege“, ganz zu sich selbst gekommen, erscheint deshalb auch so willkürlich, wahllos und beliebig. Dennoch ist sie nicht ohne Absicht. Diese Absicht besteht in der Etablierung und Aufrechterhaltung eines Zeichensystems, eines, das schon immer mit dem „Rasen“ der Stadt verbunden gewesen ist und

sich seither tiefgreifend verändert hat. Im Falle des Datzebergs zielt es darauf, den Eindruck völliger Verwahrlosung zu vermeiden und anzuzeigen, dass diese Flächen der Wohnungsgesellschaft gehören. Das Zeichen „Rasen mähen“ wird dabei nur noch aus Konvention verwandt – schließlich gibt es keinen Rasen mehr, der zu mähen wäre. Diese Veränderung reicht also soweit, dass selbst der Träger des Zeichensystems aufgelöst werden kann, um dennoch bestimmte Botschaften zu signalisieren, die es sogar erlauben, ihn zum Symbol seiner selbst zu machen: Obwohl er nicht einmal mehr so aussieht wie ein Rasen, ist er selbst dann noch gemeint, wenn er als junge Ruderalgesellschaft in Erscheinung tritt. Eine sachliche Verständigung über das, was hier gemeint sein könnte, ist nun eigentlich nicht mehr möglich. Was Pflege mal war, was relativ umstandslos, aber voraussetzungsvoll bestimmt werden konnte, das ist in eine völlig wahllose Abfallbewirtschaftung aufgelöst worden.

2.2 In der gegenständlichen Welt - Pflege, Gebrauch, Dauerhaftigkeit

Das, was wir also gemeinhin als „Pflege“ bezeichnen, kann sehr verschiedenen Charakters sein. „Pflege“ kann beispielsweise für eine Beziehung zwischen Menschen und Dingen stehen. In unserem Alltag sind wir von lauter Dingen umgeben, die der Pflege bedürfen, damit wir sie gebrauchen können. Wer an seinem Fahrrad regelmäßig die Kette ölt, tut dies, damit es im alltäglichen Gebrauch seine Dienste möglichst lange leistet. Das sorgt dafür, dass sie nicht rostet und die Ritzel gut geschmiert bleiben. Dadurch verlängert sich ihre Lebensdauer. Der Anlass, das Rad zu pflegen, ergibt sich überhaupt erst aus dem Umstand, dass ich damit jeden Tag fahren möchte und auf seinen Gebrauch angewiesen bin. Auch aus der Landbewirtschaftung kennen wir die Pflege. Auf einer Wiese sind Arbeiten wie das Schleppen und Walzen notwendig, die die Bodenoberfläche ebnen und die Struktur verbessern, um im Laufe des Jahres gute Heuernten einfahren zu können (vgl. z.B. KLAPP 1954). Im Fall der Wiese und Weide geht es dabei um die Sicherung des Ertrages, der über die Fläche erwirtschaftet werden kann. Die Beispiele lassen bereits einige Verallgemeinerungen zu. Pflege ist stets eine Tätigkeit, bei der es um Gebrauchstüchtigkeit und Dauerhaftigkeit geht. Dauerhaftigkeit und Gebrauchstüchtigkeit sind dabei aufeinander bezogene Kategorien, die sich wechselseitig bedingen.

2.3 Gebrauchswert

> „Ein Auszeichnendes des Gebrauchswertes liegt darin, daß wir ihn nicht objektiv bestimmen können, und daß wir dennoch von seiner Realität subjektiv überzeugt sind. Wir erfahren tagtäglich in unserem Umgang mit der Welt, daß etwas Gebrauchsqualitäten hat“ (LORBERG 1995:148).

Die Kategorie des Gebrauchs kennt eine selbst produktive Seite, die in einem Ertrag gemessen werden kann, und eine vom Produkt geleitete Seite, in der Gebrauchsqualitäten zum Ausdruck kommen. Die produktive Seite des Gebrauchs finden wir im zuvor genannten Beispiel der Landbewirtschaftung. Alle Arbeiten finden statt, um Heu für das Vieh zu produzieren. Die notwendigen Pflegearbeiten gelten auf einer Wiese oder Weide der Sicherung des Ertrages. Die von den Produkten bestimmte Seite lässt sich als „jene qualitativen Bezüge, die wir in unserer Alltagswelt zu den Dingen des Gebrauchs einnehmen“ (LORBERG 1995:146), beschreiben. Hier hat der Gebrauch eine andere Relevanz und Bedeutung. Zielt der Gebrauch einer Wiese auf ein zukünftiges Ereignis, den sich nach der Bewirtschaftung einstellenden Ertrag, ab, so gebrauchen wir Dinge in unserem Alltag, um ein individuelles Bedürfnis unmittelbar zu befriedigen. Einen Ertrag gibt es hier nicht. Gebrauchsqualität entzieht sich den quantitativen Logiken, weshalb sie häufig entweder funktionalisiert, und damit zerstört, oder nicht als relevantes Kriterium erkannt wird.

> „Qualität (…) man weiß was es ist, und man weiß es doch nicht. Aber das ist ein Widerspruch in sich. Aber manche Dinge sind nun mal besser als andere, das heißt, sie haben mehr Qualität. Will man aber definieren, was Qualität an sich ist, abgesehen von den Dingen, die sie besitzen, dann löst sich alles in Wohlgefallen auf. Es bleibt nichts übrig, worüber man sprechen könnte. Wenn man aber nicht zu sagen weiß, was Qualität ist, woher weiß man dann, was sie ist, oder auch nur, ob es sie überhaupt gibt? Wenn keiner weiß, was sie ist, dann sagt einem der gesunde Menschenverstand, daß es sie gar nicht gibt. Aber der gesunde Menschenverstand sagt einem auch, daß es sie gibt“ (PIRSIG 2007:193).

Unzweifelhaft sind die Gebrauchsqualitäten eines Dings – auch über ihre individuelle Interpretation hinaus klar zu bestimmen, aber sie sind der Logik funktionalistischer Auslegung ebenso entzogen, wie dem Quantifizierungswahn einer Gesellschaft, die übers Zählen hinaus alles andere verlernt zu haben scheint. Deshalb erscheinen Pirsig die Gebrauchsqualitäten eines Dings dort unsichtbar, wo sie am offensichtlichsten zu Tage treten.

Die Gebrauchsqualität von Dingen ermöglicht unseren Alltag, erleichtert ihn und verschafft uns die Gelegenheiten, die ihn angenehm machen. Im Alltagsgebrauch machen wir Erfahrungen, werden mit Dingen vertraut, und das in der ganzen Vielfalt und Veränderlichkeit, die das Leben uns abverlangt. Inwiefern etwas Gebrauchsqualitäten hat, also wozu die Dinge verwendbar sind, ist zwar eindeutige Eigenschaft der Dinge an sich, darin aber nicht auf nur eine einzige mögliche Deutung beschränkt, sondern hängt darüber hinaus eng mit den Nutzern und ihren eigenen Erfahrungen, Fähigkeiten, Ansprüchen und verinnerlichten Konventionen zusammen (vgl. LORBERG 1995).

Ein Bauer kennt sich mit seiner eigenen Weide wohl am besten aus, und kann daher über die notwendige Pflege auch am besten entscheiden. Auch wenn im Alltag Gebrauch und Pflege in einer Hand liegen, ist dies von Vorteil. Die Pflege gehört zum Gebrauch mit dazu und ist uns darin selbstverständlich – aber nicht festgeschrieben, sondern so unterschiedlich wie die Art und Weisen des Gebrauchs selbst.

2.4 Die „Auratisierung der Rasen“ (HARD 1985)

Pflegen um des Gebrauchswerts willen – das ist einer der möglichen Anlässe. Aber wenn wir uns unser Beispiel auf dem Datzeberg vergegenwärtigen, scheint die Frage des Gebrauchs auf dieser Fläche obsolet zu sein. Bis auf einen Trampelpfad gibt es hier keine Spuren des Gebrauchs, und die Pflege, die der Fläche zuteilwird, hat nichts damit zu tun, diesen Gebrauch zu ermöglichen. Der Grund, diesen Aufwand zu betreiben, ist die Herstellung des eingangs erwähnten Zeichensystems der Grünfläche.

2.4.1 Das Zeichensystem „Landschaft“

Auch durch Landbewirtschaftung werden Zeichensysteme erzeugt. Bauern können anhand der Vegetationsausstattung ihrer Wiese beispielsweise Rückschlüsse auf den Nährwert des Heus für ihr Vieh ziehen. Aber auch Vorbeigehende können in einer Wiese bestimmte Zeichen erkennen, die sie unbewusst wahrnehmen und zu lesen wissen, wenn sie auf eigene Erfahrungen mit dem Gegenstand zurückgreifen können. So wissen die meisten Menschen, dass sie eine Wiese nicht betreten sollten, um die Arbeit des dort Wirtschaftenden nicht zu zerstören. Bei einer Weide hingegen ist uns klar, dass hierauf herumspaziert werden kann, ohne dass die Weide einen Schaden davon nähme. Ebenso dürfte klar sein, dass dabei jedoch Rücksicht angebracht ist, dass diese Fläche jemandem gehört, und dass sie Tieren als Futter dient. So stecken die Zeichen, die über die Bewirtschaftung der Weide hergestellt werden, voller Bedeutungen. Sie werden jedoch nicht um ihretwillen hergestellt, sondern sie ergeben sich im Kontext der Bewirtschaftung.

Zu etwas vollkommen anderem wird dieses aus der bäuerlichen Wirtschaft stammende Zeichensystem im Landschaftsgarten. Wenn auch die dort angelegten Rasen zunächst über Beweidung stabilisiert wurden, dienen sie nicht dazu, Vieh satt zu bekommen. Ihr neuer Kontext als Teil eines Kunstwerks verbietet geradezu einen Gebrauchszusammenhang (vgl. HARD 1985:278).

> „Vom ästhetischen Standpunkt aus ist der Rasen eine Kuhweide …. Die öffentlichen Parkanlagen fallen unter dieselbe Kategorie wie der Rasen; auch sie sind bestenfalls Nachahmungen von Wiesen, die dann am gepflegtesten aussehen würden, wenn man Vieh darauf weiden lassen ließe …. Jedoch wird diese Methode nur selten angewendet, was wieder einmal beweist, welch große Rolle das Geld in Geschmacksfragen spielt. Das Beste, was gelernte Gärtner unter der Aufsicht eines erfahrenen Meisters zustande bringen, ist eine mehr oder weniger große Ähnlichkeit mit einer Wiese, doch reicht das Ergebnis in künstlerischer Hinsicht niemals an ein von Kühen abgegrastes Weideland heran. Aber im allgemeinen Denken verbindet sich eben eine Viehherde so eng mit den Vorstellungen von Sparsamkeit und Nutzen, daß ihre Gegenwart in öffentlichen Anlagen unerträglich billig wirken würde, weshalb es höchst unfein wäre, einen Park mithilfe von Vieh zu unterhalten und zu pflegen" (VEBLEN 1993:135 f.).[1]

Um des Prestiges und einem nun feilgebotenen Kunstverständnis willen, dass das Kunstwerk als notwendigerweise frei von allen Zwecken betrachtet, verbietet sich die produktive Arbeit (Landbewirtschaftung), um eben dieses Bild, das trotzdem das Ergebnis von Arbeit – nämlich die der Pflege – ist, zu erzeugen. Sie muss gewissermaßen unsichtbar stattfinden und ist, wie auch die Herstellung einer guten Weide, handwerklich anspruchsvoll: beispielsweise müssen Standort, Witterungsbedingungen und Bestandsentwicklung berücksichtigt werden, um das gewünschte Bild herzustellen.

Mit der Verabschiedung des Gebrauchs bleibt der Pflege die Aufgabe, das Bild, das im Entwurf gedacht wurde, dauerhaft zu erhalten. Gleichzeitig wird sie dadurch auf eine veränderte ökonomische Basis gestellt. Sie wird zu etwas, das man sich leisten können muss, gehört nicht mehr selbstverständlich zur Produktion oder zum Gebrauch dazu. Unsere Städte sind heute noch voll von Scherrasen, und wenn wir HARD (1985) folgen, sind sie – ursprünglich Weidelandschaften – über den Landschaftsgarten etwa im 19. Jahrhundert in Schloss-, Wallanlagen und Volksparks in die Stadt gekommen. Mit ihnen ist die Notwendigkeit, sie beständig zu pflegen zu einer der Hauptaufgaben der in dieser Zeit aufkommenden städtischen Gartenämter - der neuen „Großgrundbesitzer" – geworden. Das gilt für die Scherrasen, wie für die anderen, landschaftlich inspirierten Zeichensysteme (Zwergstrauchheiden, Gebüsch- und Staudenfluren …), derer sich die Stadtgärtner seitdem bedienen.

Auch wenn es die Pflege ist, die die „Scherweide" (LECHENMAYR 1993) bedingt, verschließt sich diese nicht dem Gebrauch. Sie hat deshalb durchaus Bedeutung in der städtischen Vegetation. Eine gewisse Trittbelastung und der durch regelmäßige Mahd ersetzte Verbiss der Tiere stabilisieren das Vorbild (die Weide) wie die gärtnerische Kopie (ebd.:203).

[1] Veblen setzt in diesem Zitat Weiden und Wiesen gleich. Dass eine Weide nicht dasselbe wie eine Wiese ist, dürfte nicht nur vegetationskundlich versierten Lesern auffallen. Nicht die Wiese, die Weide ist das Vorbild für den Rasen.

2.5 Ökonomisierung

> „Die Meinung, es komme nur darauf an, wie man die technischen Möglichkeiten nutzt, hat sich nicht nur historisch gesehen längst als naiv erwiesen, sie ist es auch tatsächlich, nimmt man die diesen Systemen immanente Fiktion vom wachsenden Zugewinn einer ökonomischen Ordnung beim Wort. Eine Sache, die ökonomisch Gewinn verspricht, muss auch gemacht werden. Dies ist der einzige erkennbare Kausalnexus der instrumentalisierten Rationalität. Alle Gesprächsangebote gegenüber ästhetischen oder ethischen Ordnungen, die eine andere Form von Rationalität vorspiegeln wollen, die ein Abwägen von Vor- und Nachteilen außerhalb der ökonomischen Diskussion vorschieben, sind nur Anschein und dienen der Selbstbestätigung des Systems durch den Nachweis der Inferiorität der angebotenen Alternativen“ (JAUSLIN 1990:177).

Wie wir sehen, können die Zeichensysteme der Stadtgärtner verschiedener Art sein, und mit ihnen können unterschiedliche Botschaften transportiert werden. Nicht ohne Grund sieht die Pflege auf dem Datzeberg lediglich die Vermeidung des Eindrucks völliger Verwahrlosung vor, während im Kulturpark in Neubrandenburg auf eine regelmäßige Präsenz der Pflegetrupps Wert gelegt wird. „Die amtliche Stadtgärtnerei und das von ihr angebaute und gepflegte Stadtgrün zeichnen auf diese Weise einen politisch-ökonomischen Stadtplan nach, der sich vor allem am Bodenwert, am sozialen und ökonomischen Status des Quartiers sowie an der Repräsentativität und Sichtbarkeit der Lage orientiert“ (HARD 1998:32). Neben dem repräsentativen Aspekt der Pflege spielt die administrative Besetzung des Raumes eine entscheidende Rolle, die gegenüber den BewohnerInnen und den NutzerInnen disziplinierend wirkt (vgl. HÜLBUSCH 1981b).

> „Mit der flächenmäßigen Ausbreitung hat die Grünplanung einen ökonomischen Kontext geschaffen, der schließlich in ein Pflegechaos geführt hat. Die kapitalintensive Pflege, die nur aus Abfallproduktion besteht, war auf Dauer nicht zu bewältigen“ (LECHENMAYR 1993:204).

Als Organ für die Gartenamtsleiterkonferenz des deutschen Städtetages und als Fachzeitschrift für Behörden und verwaltende Einrichtungen spiegelt die Fachzeitschrift „Das Gartenamt“ (heute: Stadt+Grün) die Situation der Gartenämter wider, deren Aufgabe die Pflege und Unterhaltung der öffentlichen Grünflächen ist. Was diese betrifft, stellen APPEL & ET AL. (1990) laufende „Prozesse der Rationalisierung, Technisierung, Standardisierung“ fest. Als stetig wiederkehrendes Thema werden die Möglichkeiten zur Kostensenkung von Pflegemaßnahmen beschrieben. Die stets prekäre finanzielle Lage der Gartenämter scheint diese zur ständigen Rechtfertigung ihrer Arbeit und Existenz zu nötigen, was sich in vielen Artikeln über die Bedeutung der Grünflächen für die Stadt sowie Versuchen zur Quantifizierung des Nutzens von Grünanlagen in Kosten-Nutzen-Rechnungen zeige. Als eine heute tragende Möglichkeit für erhoffte Einsparungen wird die Vergabe von Pflegearbeiten an Privatunternehmen bereits Mitte der 60er Jahre diskutiert (vgl. ebd.:270). An die Stelle einer zunächst handwerklichen und in ihrer vorherrschenden Orientierung an traditionell-gartenkünstlerischen bzw. historischen Leitbildern ausgerichteten Grünflächenpflege tritt zunehmend eine rationell-technisch

begründete Pflege, die durch ökologische Attribute weiter legitimiert wird (vgl. ebd.:258). Die Diskussion um die Pflege wird, betont voll guter Absichten für die Umwelt, vordergründig ökonomisch geführt. „Wildpflanzenverwendung“ (ALBERTSHAUSER 1980) und „neue Pflegetechniken für eine „naturnähere“ Pflege“ (TAURIT 1982) sollen die Kosteneinsparungen in der Pflege ermöglichen, zu denen die Gartenämter sich genötigt sehen. Mit diesem Vorgehen verabschiedet sich die Profession ein weiteres Mal vom Gebrauch, und damit von alten Vorbildern: ist die Pflege zunächst noch dazu da, analog zur Landschaftsgärtnerei Produktion zu imitieren, wird nun das ökonomisch diktierte Pflegechaos in naturgärtnerisch inspirierte Hüllen gekleidet, um den unschönen Eindruck zu vermeiden, dass es der Stadtkämmerer ist, der diktiert, was auf den Grünflächen geschieht und was nicht (vgl. SCHÜRMEYER & VETTER 1983).

Man könnte die städtischen Grünflächen immer schon als ein Zeichensystem beschreiben, das sich vor allem durch den Wandel der Pflege in ständiger Erosion befindet. Durch diesen Wandel kann die mit dem ursprünglichen Zeichensystem verknüpfte Bedeutung – die der Tradition der Profession nach vor allem darin besteht, „Landschaft“ zu symbolisieren (vgl. HARD 1998:42) – soweit abgebaut werden, dass sie verloren geht und beliebig ersetzbar wird, vorausgesetzt, die eine, alles bestimmende Bedeutung der Grünfläche bleibt gewahrt. Diese neuen Bedeutungen sind per se nicht jedem zugänglich, da sie sich nicht von selbst mitteilen und keine Erfahrungen damit verknüpft werden können. Und irgendwann schleicht sich ein stilles Unbehagen ein, das uns in letzter Konsequenz deutlich macht, dass wir sowohl auf professioneller Ebene wie auf der individuellen, alltäglichen Ebene nichts mehr mit dem Gegenstand, den wir vor uns haben, anzufangen wissen. Die Pflege produziert nur noch „Leerzeichen“, neutralisierten, administrativ angeeigneten Raum – das was Grünflächen schon immer sollten. Die dahinterstehenden Absichten sind nur noch mühsam und aufwendig zu deuten.

2.6 Vom „schönen Schein“ zur Illusion

Mit unseren Vegetationsaufnahmen bilden wir Pflanzengesellschaften ab, Pflanzengesellschaften, mit denen auch immer eine Geschichte verbunden ist, die erzählt werden kann. Die Rasen der Stadt wurden 1978 von HÜLBUSCH und KIENAST als Festuco-Crepidetum capillaris beschrieben. Sie gliedern die Assoziation dem Verband Cynosurion cristati, den Fettweiden, an. Die Enge soziologische Verwandtschaft zum Lolio-Cynosuretum, den Weidelgras-Weißkleeweiden, wird durch diese Einordnung betont, und damit wird der Geschichte der Rasen in der Stadt, ihrer Herkunft aus einem ursprünglich primärproduktiven Kontext, Rechnung getragen. Der Verbiss der Tiere wird durch den Rasenmäher ersetzt, und auch wenn sich die Bestände in ihren Artenkombinationen stark ähneln, gibt es Arten, die ihren Schwerpunkt eher im Festuco-Crepidetum haben, und andere, die unter dem

Verbiss der Tiere besser gedeihen. Die „Scherweide“ ist keine Weide – sondern eine gärtnerische Kopie, die es vermag, den „schönen Schein“ eines gut gepflegten Weidelandes zu erzeugen.

Wenn wir heute durch Neubrandenburg laufen, sehen wir überall Flächen, die auf eine Art und Weise als Rasen verstanden werden, aber längst keine mehr sind. Das Festuco-Crepidetum ist zu einer Rarität geworden. LECHENMAYR beschreibt 1993 für Kassel, dass die bereits in den 1970er Jahren stattfindenden Veränderungen in der Pflege mit einer Verzögerung von 20 Jahren zu Veränderungen der Bestände in Richtung von Agropyro-Rumicion-Gesellschaften, Queckenrasen, geführt haben. Zurückzuführen ist dies zum einen auf die Zurücknahme der Schnitte von 15-20 Mahden im Jahr auf 6-10 im Jahr, zum anderen auf die veränderten Techniken der Pflege (Mulchmahd). Mit der Pflanzengesellschaft selbst gehen irgendwann auch die handwerklichen Kenntnisse, die die Stadtgärtner zur Herstellung eines Rasens einst besaßen, verloren (vgl. LECHENMAYR 1993). Wenn das Vorbild abgeräumt wird, die Philosophie sich aufs Kosten einsparen beschränkt und der Bedeutungshorizont auf funktionale Aspekte schrumpft, wozu sollte dann darauf geachtet werden, den Rasen richtig zu pflegen?

Die Gesellschaften des Dauco-Melilotions oder des Tanaceto-Artemisetums, die wir auf einigen der „Rasen“ in Neubrandenburg antreffen können, können wir erst im Kontext der Geschichte der städtischen Rasen verstehen. Ohne die Geschichte zu kennen, können wir nicht mehr verstehen, was im Jetzt „ist“. Wir verlieren den Zugang zu den Dingen, und kommen mit den bisher bestehenden Verknüpfungen und Erfahrungen nicht weiter. Die Geschichte ist an einem Punkt angelangt, an dem wir sie als mindestens strukturell abgewertet oder gar als vollständig abgeräumt beschreiben können. Die Leerstelle, die sich hier auftut, kann beklagt und bedauert werden. Sie bietet jedoch die Möglichkeit, neu gefüllt zu werden. So wäre eine Möglichkeit, die „Natur der Stadt“, ihre spontane Vegetation als eine für die Ausstattung der städtischen Freiräume bestens geeignete ernst zu nehmen. Als „Natur“ müsste dann nicht mehr das Bäuerlich-Ländliche herhalten, sondern könnte genauso gut das Städtische gelten (vgl. LEFEBVRE 2014:31-36). Den Gebrauch und die Gebrauchsqualität der Freiräume an Stelle zu erzeugender, „schöner“ Bilder zu stellen wäre ebenso möglich. Auch das könnte Bedeutungshorizont für die Planung und Aufgabe der Pflege sein.

3 Dürrezeiten - Zur Entwicklung der Grünflächenpflege in Neubrandenburg

> „Vorab, der Gartenbeamte. Er ist der natürliche Gipfel der Gärtnerlaufbahn. Wie ja denn jeder Beamte noch immer einen Höhepunkt menschlichen Daseins darstellt für das liebe deutsche Publikum. Und da denke man sich gar den Beherrscher der Gärten einer großen Stadt. Er ist ein kleiner Potentate. Man verehrt ihn förmlich – angesichts der herrlichen Promenaden, und manch einer glaubt ihn mit den Naturkräften in einem übermenschlichen Bündnis“ (MIGGE 1913:76 f.).

Wenn MIGGE 1913 die Position des Gartenbeamten in der Stadt als ähnlich bedeutsam der des Bürgermeisters beschreibt, dann können wir diese Beschreibung heute kaum noch nachvollziehen. Wer kennt schon den Namen der GartenamtsleiterIn der Stadt? Und welche Stadt hat heute überhaupt noch ein eigenständiges Gartenamt? Zur Entwicklung der professionellen Ausrichtung, des Selbstverständnisses und der Arbeit der Gartenämter gibt es für den Zeitraum ab den 1950er Jahren zahllose Ausarbeitungen u. a. aus Kassel und Neubrandenburg. Auf letztere wollen wir an dieser Stelle lediglich verweisen (ANHUT & ET AL 2000; APPEL & ET AL 1990). Mit der Wende wurden die Organisationsstrukturen der Stadtverwaltungen in Ostdeutschland, also auch in Neubrandenburg, tiefgreifend verändert. Die nachfolgenden Ausführungen skizzieren die organisatorischen und finanziellen Entwicklungslinien der Grünflächenplanung und –pflege ab 1990 in Neubrandenburg. Dabei ist unsere Aufmerksamkeit insbesondere auf die Grünflächenpflege gerichtet. Die Ausführungen basieren wesentlich auf den Inhalten eines Gesprächs, dass wir mit Herrn Vogel und Herrn Brauns aus der Abteilung „Grünflächen, Friedhof und Forst“ der Stadt Neubrandenburg geführt haben, sowie den Unterlagen, die uns freundlicherweise zur Verfügung gestellt wurden (s. Anhang).

Die Veränderung der Position der Grünflächenpflege und -planung innerhalb der Stadtverwaltung lässt sich in Neubrandenburg auf vielen Ebenen nachvollziehen. Strukturell wurde sie von einem eigenständigen Amt innerhalb der Verwaltung zu einer Abteilung innerhalb des kommunalen Eigenbetriebs ausgegliedert. Mit den strukturellen Veränderungen gehen jeweils Verschiebungen der Aufgabenbereiche einher. Von 1992 bis 2001 gab es ein eigenständiges Grünflächenamt, zu dessen Aufgaben neben der Pflege auch der Bau und die Planung neuer Anlagen zählten. 2001 wurde das Amt als „Fachbereich Grün“ dem Planungsamt angegliedert. Aufgaben wie die Grünordnungsplanung kamen hinzu. Seit 2005 ist die Verwaltung des Stadtgrüns dem Eigenbetrieb „Immobilienmanagement“ der Stadt als „Abteilung Grünflächen, Friedhof und Forst“ zugeordnet. Zu den Aufgabenbereichen zählen aktuell die Verwaltung des Stadtforstes, des Friedhofswesens, Planung und Bau sowie die Grünflächen. Neubrandenburg nahm im Vergleich zu anderen Städten eine Vorreiterrolle in Bezug auf die Fremdvergabe der Pflege ein, bereits zu Beginn der 1990er Jahre wurden 80-90% der Pflegearbeiten über Ausschreibungen vergeben. Aktuell ist diese Zahl auf 98% gestiegen.

Die Mitarbeiter des stadteigenen Bauhofes konzentrieren sich in ihrer Arbeit auf die Bewirtschaftung des Kulturparks, der Friedhöfe und der Wallanlagen. Die finanzielle Ausstattung für die Grünflächenpflege hat sich drastisch verändert. Bereits 1999 wurden im Bericht des Grünflächenamts zum Haushalt der erhebliche Zuwachs an Flächen und der fehlende dazu proportionale Anstieg finanzieller Mittel beklagt. Zu dieser Zeit wurden durch das Amt ca. 210 ha öffentliche Grünflächen, 98 Kinderspielplätze und 10.000 Stadtbäume unterhalten und gepflegt. Für 83% der Grünflächen wurden die Pflege ausgeschrieben und an Unternehmen vergeben. Das Problem: die um ein Vielfaches angestiegene Zahl der zu bewirtschaftenden Flächen ohne adäquate Erhöhung der finanziellen Mittel stürzt das Grünflächenamt in ein ökonomisches und ihm folgend fachliches Dilemma. Zunächst wurde versucht, durch den Einsatz von ABM-Kräften, verstärktem Einsatz der Diakoniewerkstätten und mittels Beschäftigungsprogrammen für Sozialhilfe Empfangende die fehlenden Ressourcen zu kompensieren. Damit waren beträchtliche Einbußen in der Qualität der Pflegearbeiten verbunden. Analoge Probleme beschreibt WENGHÖFER in seiner Dokumentation der Entwicklung des Grünflächenamtes von Greifswald (ebd. 2013:64). Die Entwicklung führte dazu, den Kostensatz für einen zu pflegenden Quadratmeter Grünfläche um etwa 2/3 zu senken (1992: 4,89 DM/m²; 1998: 1,66 DM/m²).

Bereits zu dieser Zeit wird von Seiten des Grünflächenamtes darauf hingewiesen, dass die zur Verfügung stehenden Mittel eine (fachlich nicht vertretbare) untere Grenze darstellen, die im Hinblick auf die Qualität der Grünanlagen nicht weiter unterschritten werden dürfe (vgl. Anhang: Bericht zum Haushalt 1999 Teil Grünflächenamt). Ein Zustand, der sich bis heute (Mai 2020) nicht wesentlich geändert, teilweise sogar noch verschlechtert hat.

War es in den 1990er Jahren noch möglich, Rasenflächen acht Mal pro Jahr zu mähen oder mähen zu lassen, ist man 2020 bei drei Mal pro Jahr angelangt. Eine weitere Zurücknahme der Mahdgänge auf zwei Mal jährlich rechne sich wirtschaftlich nicht, weshalb die drei Mahden als Talsohle des Machbaren den Status quo darstellen. Gar nicht mehr zu mähen wird vom Stadtkämmerer wohl nur deshalb nicht als Möglichkeit in Betracht gezogen, da die so entstehenden Zustände zu viel politischen Sprengstoff bieten würden. Qualitative Unterschiede in der Pflege entstehen dadurch, dass bestimmte privilegierte und im besonderen Fokus der Öffentlichkeit stehende Bereiche, wie der Kulturpark, der Friedhof und die Wallanlage prioritär behandelt werden. Auf allen anderen Flächen beschränkt sich die Pflege auf rein funktionale und formale Aspekte, wie beispielsweise die Gewährleistung der Verkehrssicherheit. Vor allem durch die stetige Zunahme an zu pflegenden Flächen sei eine qualitativ gleichbleibende Pflege über die Jahre nicht zu leisten gewesen. Während die Größe der zu pflegenden Flächen von 1990 bis 2003 um mehr als das fünffache anstieg (1992: ca. 430.000 m²; 2003: 2.360.000 m²) wurden die Kosten auf etwa ein Fünftel reduziert (vgl. Anhang: Flächen- und Kostenentwicklung 1992 bis 2003).

Innerhalb der letzten fünf Jahre sind die Preise für die zu vergebenden Leistungen der Grünflächenunterhaltung um bis zu 360% gestiegen. Der Preis für die Mahd von Rasenflächen hat sich innerhalb von drei Jahren (2015-2018) verdoppelt, von 0,033 auf 0,06€ /qm (vgl. Anhang: Kostenentwicklung in der Grünflächenunterhaltung 2019). Der Anstieg der Kosten der privaten Pflegeunternehmen in den letzten Jahren sowie die seit jeher unter der Vergabe und Einsparungen leidende Qualität der Pflegearbeiten sind Gründe für die Überlegungen der Abteilung Stadtgrün, den eigenen Mitarbeiterstab zu stärken und wieder aufzustocken.

Abbildung 2: Über dem Boden der Tatsachen - auch nicht mehr das, was er einmal war.

4 Die Pflanzengesellschaften der spontanen Vegetation Neubrandenburgs

4.1 Beobachtungen und Fragestellungen

Es gehört zu den Grundannahmen der vegetationskundlich-pflanzensoziologischen Arbeit, dass die Vegetation synthetischer Ausdruck aller Standortfaktoren sei. In der Vegetation kommt demnach neben den naturbürtigen Gegebenheiten (Boden, Wasser, Luft) die Arbeit, und mit ihr die Geschichte der Arbeit zum Ausdruck. Die städtische Spontanvegetation ist vergleichsweise spät zum Gegenstand vegetationskundlich-pflanzensoziologischer Betrachtungen geworden. Gerade in der Stadt, wo naturbürtige Unterschiede durch anthropogene Überformung zumeist nivelliert werden, bietet sie die Möglichkeit sie als „Spur" menschlicher Handlungen (vgl. HARD 1995) zu lesen. Zahlreiche Arbeiten, mit Schwerpunkt in den 1980er Jahren (vgl. SAUERWEIN 1989a, 1989b), beschreiben die über die spontane Vegetation zum Ausdruck kommende Nutzung der Freiräume, ihre Nutzungsgeschichte, Stadtstruktur, Stadtpolitik und Stadtentwicklung - für Freiraum- und LandschaftsplanerInnen also gute Gründe, sich mit der Stadtvegetation zu befassen, sie lesen und deuten zu lernen (vgl. u. a. HARD 1982; HÜLBUSCH 1980).

Der Etat für die Pflege der städtischen Grünflächen (teils auch die der großen Wohnungsgenossenschaften) in Neubrandenburg wurde in den letzten Jahren zurückgeschraubt. Die Pflege selbst liegt mittlerweile fast gänzlich in der Hand privatwirtschaftlich organisierter Unternehmen. Gegebenheiten, wie sie sich im Übrigen nicht nur für diese Stadt festhalten lassen. In der Stadt bietet sich nun einem Phänomen die Bühne, welches bei üppigerer finanzieller Ausstattung eher bekämpft wird: Der Auftritt der spontanen Vegetation.

Beabsichtigt oder nicht, hat die Zurücknahme der Pflege Auswirkungen auf die Ausstattung und die Gebrauchsqualität der städtischen Freiräume. Im Fokus unserer Aufmerksamkeit steht dabei die Vegetation, die uns als Mittel zur Beschreibung dieser Auswirkungen dient. Sie ist selbst Teil der Freiraumausstattung und kann damit den Gebrauch tragen, ihm jedoch auch im Weg stehen. Die Pflege entscheidet maßgeblich über Art und Zustand der Vegetation. Ist sie ihrem Charakter nach auf der einen Seite notwendig, um Gebrauchsqualität zu erhalten, kann sie auf der anderen Seite durch institutionelle Besetzung von Fläche deutlich machen, dass eine freie Verfügung über diese Flächen bestenfalls unerwünscht ist (vgl. HÜLBUSCH 1981a). Unser Interesse gilt den Orten, an denen die Wirkungen der Zurücknahme der Pflege deutlich werden, und zwar insbesondere in zwei Richtungen: erstens wo, und gegebenenfalls warum bewirkt die Pflegereduzierung eine Stärkung der Gebrauchstüchtigkeit der Freiräume, und zweitens, wo und gegebenenfalls warum bewirkt die Pflegereduzierung das grade Gegenteil?

Diese qualitativen Fragen sind mit quantitativen Verfahren nicht zu beantworten, und es geht uns auch nicht darum, der Stadtverwaltung eine Rückmeldung zu geben, wo gegebenenfalls die

Kostensenkungsschraube weiter angezogen werden kann und wo diese Schraube längst überdreht worden ist. Dabei geht es (wenigstens nach unserer Kenntnis) am wenigsten um fachliche Erwägungen. Die Kosten für die Pflege sollen oder müssen reduziert werden. Diese Maxime wird über „Status"-Fragen bzw. Lagen variiert. Statushohe Quartiere oder Orte sind von der Reduzierung des Pflegeaufwandes weniger betroffen.

Wir haben die Vegetationsaufnahmen gemacht an Orten, die uns in besonderer Weise geeignet schienen, den oben genannten Fragestellungen näher zu kommen. Dabei waren wir im gesamten Stadtgebiet unterwegs, und die nun vorliegenden 64 Aufnahmen (ein Teil davon ist aus den Ergebnissen des Seminars „Freiraum und Vegetation" 2019 übernommen) geben einen - wie wir meinen – ansehnlichen Eindruck davon, wie das Pflegeregime der Stadt Neubrandenburg wirkt und welche Folgen dies nach sich zieht.

4.2 Beschreibung des Verfahrens

Wir haben unsere Vegetationsaufnahmen nach dem von Braun-Blanquet entwickelten Verfahren angefertigt. Dazu wird eine floristisch und standörtlich homogene Fläche ausgewählt, zu der zunächst wichtige, die Vegetation beeinflussende Faktoren und Beobachtungen notiert werden. Dazu zählen bspw. eine Beschreibung des „Aussehens" der Gesellschaft (Ist sie hoch aufgewachsen, sind die Pflanzen vital oder eher vertrocknet? Gibt es eine Schichtung im Bestand, auffallende Blühaspekte?) sowie der standörtlichen Bedingungen (Wasser- und Wärmehaushalt, Beschreibung des Substrats und vermuteten Nährstoffhaushalts, Exposition ...) und eine Beschreibung der den Bestand prägenden Nutzungen und Pflegeeingriffe. Diese Beschreibung im sogenannten „Kopf" ist eine für das weitere Verfahren wichtige Erinnerungsstütze, um die Aufnahmen später vergleichend beschreiben zu können.

Unter dem „Kopf" wird eine vollständige Artenliste aller im Bestand vorhandenen Pflanzenarten angefertigt. Für diese werden im weiteren Fortgang zwei Schätzwerte vergeben, um den mengenmäßigen Anteil der jeweiligen Art im Bestand (Deckung) und ihre Wuchsform (Soziabilität) abzubilden. Diese sind wie folgt aufgeteilt:

Deckung

r selten, rar

+ wenige Exemplare

1 0 – 5%
2 5 – 25%
3 25 – 50%
4 50 – 75%
5 75 – 100%

Soziabilität

1 einzeln wachsend

2 in kleinen Gruppen oder horstweise wachsend

3 truppenweise wachsend (in kleinen Flecken oder Polstern)

4 in kleinen Kolonien bis ausgedehnten Flecken (Teppichen) wachsend

5 in großen Herden wachsend

(vgl. BRAUN-BLANQUET 1964:39-41)

Um die einzelnen Vegetationsaufnahmen miteinander vergleichen zu können, werden diese in eine Tabelle eingetragen und zunächst nach ihrer Stetigkeit (Häufigkeit des Auftretens in der Gesamtmenge der Aufnahmen) und anschließend nach ihrer Vergesellschaftung (Gemeinsamkeiten in der Artenkombination) sortiert. Die sich so herauskristallisierenden Gesellschaften können in Bezug auf ihre floristische Zusammensetzung sowie nach Gemeinsamkeiten in Bezug auf ihren Standort, ihre Nutzung und die Pflege beschrieben und interpretiert werden. Wir haben die Gesellschaften über einen Literaturvergleich, sofern möglich, bereits beschriebenen Assoziationen zugeordnet. Wo dies nicht möglich war, erfolgt die Zuordnung auf Ordnungs-, Verbands- oder Klassenebene.

4.3 Die Gesellschaften der Tabelle

Die Tabelle umfasst 64 Aufnahmen, die wir in vierzehn Spalten aufgeteilt haben. Sie bilden Gesellschaften aus fünf verschiedenen Klassen ab. Die ersten drei Spalten sind Bestände einjähriger Trittgesellschaften, der Polygono-Poetea annuae RIVAS-MARTINEZ 1975. In Spalte IV bis VII haben wir die Hackfrucht-Unkrautgesellschaften (Chenopodietalia) und die kurzlebigen Ruderalgesellschaften (Sisymbrietalia) gestellt, die wir unter der Klasse der Stellarietea (BR.-BL. 1931) TX., LOHM., PRSG 1950 fassen. Die Gesellschaft in Spalte VIII ordnen wir den Halbruderalen Pionier-Trockenrasen, Agropyretea intermedii-repentis (OBERD. ET AL. 1967) MÜLLER ET GÖRS 1969 zu. Zur nächsten Klasse in unserer Tabelle, der Artemisetea LOHM. PRSG ET TX. 1950, gehören die Ruderalen Beifuß- und

Distelgesellschaften, die in Spalte IX bis XII vertreten sind, sowie eine Aufnahme eines Ufersaumes in Spalte XIII. Die Tabelle wird abgeschlossen von einer Aufnahme einer Mauergesellschaft in Spalte XIV.

Polygono-Poetea annuae RIVAS-MARTINEZ 1975

Sp. I: Sagino-Bryetum argentei DIEM. SISS. ET WESTH. 1940

Sp. II: Polygono-Matricarietum discoideae SISS. 1969, TX 1972

Sp. III: Eragrostis-minor Gesellschaft

Stellarietea mediae (BR. BL. 1931) TX., LOHM., PRSG. 1950 IN TX. 50

Spalte IV Chenopodietalia-Fragmentgesellschaften mit Tripleurospermum inodorum

Sisymbrion officinalis TX, LOHM., PRSG 1950

Spalte V Conyzo-Lactucetum serriolae LOHM. 1950

Sp. VI Bromo-Hordeetum murini (ALLORGE 1922) LOHM. 1950

Sp. VII: Descurainietum sophiae KREH 1935

Agropyretea intermedii-repentis (OBERD. ET AL. 1967) MÜLLER ET GÖRS 1969

Sp. VIII: Poo-Tussilaginetum farfarae Tx.31

Artemisetea LOHM. PRSG ET TX. 1950

Sp. IX: Centaurea stoebe-Sedum acre - Gesellschaft

Sp. X: Dauco-Melilotion Gesellschaft

Spalte XI – Echio-Verbascetum (TX. 1942) SISS. 1950

Sp. XII Tanaceto-Artemisetum vulgaris BR. BL. (1931) 1949

Sp. XIII: Petasites hybridus-Gesellschaft

Mauergesellschaft

Sp. XIV: Cymbalaria muralis-Gesellschaft

4.3.1 Polygono-Poetea annuae RIVAS-MARTINEZ 1975, Sp. I-III

Den in diesen Spalten abgebildeten Beständen ist gemein, dass sie mechanischer Belastung bei Nutzung und Gebrauch durch Betreten oder Befahren standhalten und dadurch konsolidiert werden. Sie werden zudem über Pflege stabilisiert.

In der üblichen Logik zeichnet die Abfolge dieser Gesellschaften den Grad der Intensität der Belastung von hoch zu nachlassend nach. Sie korrespondiert in den meisten Fällen mit der Art der Oberflächenbefestigung – intensiver begangene Flächen sind mit Pflaster oder Gehwegplatten befestigt, auf weniger stark beanspruchten Flächen genügen weichere Oberflächen, wie z.B. wassergebundene Wegedecken. Für unsere Aufnahmen gilt das nur unter Vorbehalt. Wir haben Aufnahmen von Pflasterritzen gemacht, die nicht ausreichend begangen werden, um die darin wachsenden Gesellschaften stabil zu halten. Das findet seinen Ausdruck in für diese Gesellschaften untypisch hohen Artenzahlen, und die Flächen sehen unbenutzt aus – sie wachsen zu. Darauf wird mit Pflegemaßnahmen reagiert, der Aufwuchs wird entfernt. Als Ergebnis der Pflege wird so das Bild einer Nutzung vermittelt. Der Nutzungsdruck ist daher unserer Einschätzung nach auf einigen der wassergebundenen Wegedecken noch höher als auf den gepflasterten Flächen.

Sp. I: Sagino-Bryetum argentei DIEM. SISS. ET WESTH. 1940

Die Spalte I bilden Bestände, die durch Sagina procumbens, Ceratodon purpureus und Bryum argenteum gekennzeichnet sind. Die Artenzahlen sind mit 3 und 5, wie für diese Gesellschaft üblich, niedrig, zwei der Aufnahmen unterscheiden sich mit 16 Arten davon deutlich.

Sp. II: Polygono-Matricarietum discoideae SISS. 1969, TX 1972

Die Bestände der Spalte II sind durch Matricaria discoidea bestimmt. Die Aufnahmeflächen liegen in Hochschulnähe und in Broda auf wassergebundenen Wegedecken, die einer hohen mechanischen Belastung unterliegen.

Sp. III: Eragrostis-minor Gesellschaft

Kennzeichnend für die Bestände der Spalte III ist das Vorkommen von Eragrostis minor. Das Kleine Liebesgras gedeiht sowohl in Trittrasen und Pflasterritzen mit eher niedrigem Nutzungsdruck als auch in Hackfrucht-Unkrautgesellschaften. In den Aufnahmen dieser Spalten kennzeichnet es die weniger intensiv begangenen Randflächen von Gehwegen, die wir im Katharinenviertel und in der Innenstadt aufgenommen haben. Sie sind als wassergebundene Wegedecken befestigt. In einer der Aufnahmen bildet Portulaca oleracea den Bestand mit.

Standort/Nutzung/Pflege

Die Aufnahmen von Sagino-Bryeten stammen aus Pflasterritzen in Hochschulnähe. Auch die artenreichen Ausbildungen der Gesellschaft sind in Pflasterritzen zu finden. Die lfd. Nr. 3 wurde auf einer flächigen Pflasterung in der Innenstadt vor einer Hausecke an der Stadtmauer aufgenommen.

Durch den niedrigen Nutzungsdruck ist der Bewuchs der Pflasterritzen dicht und vergleichsweise hoch. Das Phänomen ist für Neubrandenburg bereits beschrieben worden:

> "Bei flächigen Pflasterungen wie beispielsweise in der Innenstadt gibt es immer Stellen, Ecken, Streifen oder ganze Flächen, die aus der Nutzung weitgehend herausfallen. Dann wird das Pflaster zum Problem. Die Fugen verbrachen, indem höher wüchsige Pflanzen einwandern, sich mehr Substrat und auch Humus über die Fugen hinaus anreichert und die Fugen letztlich zuwachsen. Üblicherweise wird darauf mit Pflegemaßnahmen reagiert. Sie treten an die Stelle der Nutzung und sollen einen Anblick schaffen, wie er durch Nutzung erscheint" (SIMON 2005a:31 f.).

Bei der Aufnahmefläche im Katharinenviertel sind die Pflastersteine soweit von Sand und akkumuliertem Substrat verdeckt, dass sich zu dem Sagino-Bryetum Arten der Eragrostis minor-Gesellschaft dazugesellen. Die Nutzung des Gehweges sowie die Pflege durch Anwohner sind an dieser Stelle nicht hoch genug, als dass sie typische Pflasterritzengesellschaften stabilisieren würden.

Die Bestände mit Matricaria discoidea siedeln auf wassergebundenen Wegedecken und sind ebenfalls über den Gebrauch stabilisiert.
Dort, wo die Aufnahmen vom Campus der Hochschule Neubrandenburg stammen, dokumentieren sie die wenigen Standorte, die einer kontinuierlichen und tatsächlich hohen mechanischen Belastung unterliegen. Weil es auf dem Campus nur wenige Orte gibt, für die diese Bedingungen zutreffen, ist das Polygono-Matricarietum auf dem Campus der Hochschule Neubrandenburg eine „Rote-Liste-Gesellschaft" – eben eine Rarität. Das weitgehende Fehlen des Polygono-Matricarietums im Vegetationskleid des Hochschulgeländes bringt so auch die „soziale Leere" zum Ausdruck, die dort aller Orten herrscht. Orte zum Verweilen gibt es gar nicht, und Orte, die viele Menschen kontinuierlich aufsuchen, offensichtlich zu wenig. Der Semesterbetrieb fügt dem Befund das Seine hinzu. In den vorlesungsfreien Zeiten ist der Campus verwaist und so reichen die fußläufigen Nutzungen nicht aus, um Polygono-Matricarieten zu stabilisieren.

Die Eragrostis minor Gesellschaften bilden Randstreifen von Gehwegen ab, die als wassergebundene Wegedecken befestigt sind. Darunter befindet sich ein artenreicher Bestand (16 Arten), den wir im Katharinenviertel vor einem gründerzeitlichen Geschosshaus aufgenommen haben. Von den zwei Wohnungen darin ist aktuell eine belegt. Die Eragrostis-Gesellschaft wird durch gelegentliche Nutzung als Ausweichmöglichkeit auf dem Gehweg stabilisiert und durch die in der Hand der Bewohner liegende informelle, wahrscheinlich eher moderate Pflege der Seitenstreifen hergestellt. Die durch fünf Arten gebildete Gesellschaft der Aufnahme lfd. Nr. 8 unterliegt unserer Einschätzung nach einem weitaus höheren Nutzungsdruck, was wir aus den geringeren Artenzahlen und niedrigeren Deckungsgraden schließen können. Sie siedelt in der Großen Wollweberstraße auf einer Fläche mit Kleinmosaikpflaster, die den Gehweg zur Gebäudeseite hin differenziert.

Soziologie

Die recht unscheinbaren und von den meisten Menschen wahrscheinlich nur unbewusst wahrgenommenen Trittgesellschaften haben in der Geschichte der Pflanzensoziologie Anstoß für umfassende Debatten gegeben, die wir an dieser Stelle kurz anreißen wollen. SISSINGHS (1969) Analyse des Lolio-Plantaginetums zeigte, dass die Gesellschaft meist als Zwillingsgesellschaft aufgenommen wurde, die es ihren Lebensformen nach in Gesellschaften vorherrschend einjähriger (Therophyten) und mehrjähriger Arten (Hemikryptophyten) zu unterteilen gilt. Die Herauslösung des Lolio-Plantaginions aus dem alten Verband des Polygonion avicularis gab TÜXEN (1970) Anlass zur Neugliederung des Wirtschaftsgrünlands, unter dem er nun die Wiesen, Weiden, ausdauernde Trittrasen und Flutrasen fasst. Die ehemalige Klasse der Plantaginetea TX. ET PRSG. 50 löst er auf und ordnet die mehrjährigen Trittrasen als Ordnung Plantaginetalia den Molinio-Arrhenatheretea TX. (1937) 1970, also dem Wirtschaftsgrünland, zu.

OBERDORFER (1971) hingegen sieht keine Notwendigkeit darin, die Klasse der Plantaginetea neu zu fassen. Das Lolio-Plantaginetum gilt es seiner Ansicht nach in ein Matricaricario-Polygonetum und davon abzugrenzende Subassoziationen, die, je nach Ausprägung, entweder dem Verband Polygonion oder dem Cynosurion zuzustellen sind, aufzuspalten.
KIENAST (1978) hält diesen Vorschlag aufgrund der Beteiligung von Plantago major für unglücklich, der nach der Systematik Oberdorfers nun hochstet im Cynosurion vertreten sein soll, seinen Schwerpunkt jedoch in der Ordnung Plantaginetalia hat.

Klärung über die Stellung der einjährigen Trittrasen, die SISSINGH bislang der Ordnung Sisymbriatalia J. TX. 1961 unterstellt, bringt nach Kienasts Auffassung RIVAS-MARTÍNEZ (1975) mit der Bildung einer eigenen, neuen Klasse, der Polygono-Poetea annuae, in der einjährige Trittrasen und Pflasterritzengesellschaften vereinigt sind (vgl. KIENAST 1978:56 f.).

Die jüngste Zusammenfassung dieser Debatte stammt von WITTIG (2001). Er sieht eine Berechtigung in der Trennung nach ein- und mehrjährigen Gesellschaften in Gebieten mit starker Sommertrockenheit, da die mehrjährigen Arten bei Wassermangel und starker Trittbelastung nicht überleben können und sich die Gesellschaften so standörtlich auch unterscheiden. Dass jedoch in Gebieten mit ausreichend Niederschlag auch in den Sommermonaten ein- und mehrjährige Trittgesellschaften häufiger ineinander verzahnt sind, sieht er als Argument für die Zusammenfassung *aller* Trittpflanzengesellschaften in eine Klasse Plantaginetea majoris.

> „Das ökologische und geografische Zentrum der Trittpflanzengesellschaften muß logischerweise dort liegen, wo der Tritt den entscheidenden, im Idealfall sogar den einzigen Auswahlfaktor für die Zusammensetzung der Gesellschaft bildet. Kommen weitere limitierende Faktoren hinzu, z.B. Trockenheit […], so können die auf dieser Kombination von Standortfaktoren (Tritt- und Mangelsituation) beruhenden Gesellschaften nicht das Zentrum der Trittpflanzengesellschaften bilden“ (WITTIG 2001:220).

Damit führt Wittig die Debatte wieder zu ihrem Ausgangspunkt. Auch wenn es für Trittpflanzengesellschaften förderlich sein mag, möglichst häufig im Kreis zu laufen, haben wir uns praktisch für die Gliederung nach RIVAS-MARTÍNEZ (1975) entschieden.

Zur Soziologie von Eragrostis minor

Das Kleine Liebesgras scheint sich an verschiedenen Standorten ausbreiten zu können. Auch die soziologische Diskussion um Gesellschaften mit steter Beteiligung des Kleinen Liebesgrases kennt zahlreiche Facetten und wird daher unterschiedlich beurteilt (vgl. LÜHRS 2005a). Die ursprünglich in Südeuropa beheimatete Art wird von TÜXEN (1950) als Kennart des Eragrostidions (termophiler Unterverband der Hackfruchtäcker) verhandelt. Er erwähnt zudem das Vorkommen auf schwach betretenen Eisenbahn- und Straßenschottern (vgl. ebd.:121).

OBERDORFER (1983) wertet Eragrostis minor ebenfalls als diagnostisch wichtige Art der Hackunkrautgesellschaften und spricht sich für die Aufstellung eines eigenen Verbandes Eragrostion aus, dessen Stellung er jedoch noch ungeklärt sieht. Auch er sieht einen weiteren Verbreitungsschwerpunkt in trittbeeinflussten Gesellschaften und beschreibt eine Subassoziation des Polygonetum calcati LOHM. 75 mit Eragrostis minor, einer Gesellschaft, die lückig auf „warm-trockenen, sandig-kiesigen oder sonst stark wasserdurchlässigen Substraten bei starker Trittbelastung den extremsten Standortbedingungen ausgesetzt ist“ (OBERDORFER 1983:305 f.).

Nach der Auffassung Passarges ist die Trittfestigkeit von Eragrostis minor nicht hoch genug, um eine Beteiligung in Trittpflanzengesellschaften zu erreichen, weshalb er sie als Sisymbrion-Art verhandelt. In Brandenburg ist die Art derzeit lediglich auf Bahnhofsarealen zu finden und innerhalb von Städten selten anzutreffen (vgl. PASSARGE 1957:155 ff.). Erst 1978 beschreibt er für Brandenburg das Vorkommen von wärmeliebenden Ackerunkrautbeständen mit Eragrostis minor und Portulaca oleracea (PASSARGE 1978:196).

KIENAST (1978) beschreibt eine Subassoziation von Eragrostis minor des Sagino-Bryetum argentei DIEM. SISS. ET WESTH. 1940, die auf sehr warmen, trockenen und sonnigen Pflasterfugen ihren Standort findet. Die Art verträgt mäßige Trittbelastung. Die Beschreibung Kienasts lässt, wie auch die anderer Autoren, darauf schließen, dass die Art sich von den Bahnhöfen in die Städte ausgebreitet hat. HARD weist darauf hin, dass bei der Ausbreitung der Art weniger klimatische Veränderungen, als „[…] Veränderungen in der Nutzung und vor allem der ‚Pflege‘ von städtischen Freiflächen wohl auch Veränderungen in der genetischen Variabilität der Populationen eine Rolle [spielen]“ (HARD 1998:188).

4.3.2 Stellarietea mediae (Br. Bl. 1931) Tx., Lohm., Prsg. 1950 in Tx. 50 Sp. IV - VII

Sp. IV Chenopodietalia-Fragmentgesellschaften mit Tripleurospermum inodorum

Die Arten der Hackunkrautgesellschaften sind auf offene, unbewachsene Böden angewiesen. Sie durchlaufen ihren Lebenszyklus innerhalb von ein bis zwei Jahren und überdauern als Samen im Boden. Wird dieser durch wiederkehrende Einflüsse offengehalten, z.B. durch Hacken, können sich die Arten gegenüber ausdauernden, mehrjährigen Pflanzen durchsetzen. Auch an Stellen, deren Böden durch andere Einflüsse wie bspw. Erosion gestört werden, siedeln sich Arten der Chenopodietalia an.

Wir haben diese Gesellschaften auf "frischen" Baustellen aufgenommen, auf Flächen, deren Böden umfangreich bearbeitet wurden (Aufschüttungen, Aushub etc.). Auf ihnen gedeiht nun, was als Saatgut im Boden noch vorhanden war oder vom Wind herangetragen wurde und mit den standörtlichen Bedingungen zurechtkommt. Dieser Zufall sorgt bei solchen Initialbesiedlungen zum Teil für bunt blühende Bestände, die sich aus Arten verschiedener Gesellschaften zusammensetzen, und bringt dementsprechend hohe Artenzahlen hervor (29 bis 38 Arten, mit Ausnahme eines Dominanzbestandes mit nur 9 Arten).

Das Vorkommen der drei Arten Chenopodium album, Tripleurospermum inodorum und Capsella bursa-pastoris verbindet die Gesellschaften. Wir können weiter zwischen einer Ausbildung mit Papaver rhoeas, Arenaria serpyllifolia und Agropyron repens, sowie einer Ausbildung mit Datura stramonium und Setaria viridis differenzieren. Die Artenkombination aus Chenopodium album, Tripleurospermum inodorum, Capsella bursa-pastoris und den Arten der Papaver rhoeas-Ausbildung begleitet alle weiteren Gesellschaften der Tabelle. In den verschiedenen Ausbildungen kommen die unterschiedlichen Standortbedingungen der Flächen (Substrat, Wasserversorgung) sowie die vorangegangene Nutzung (Baustelle) zum Tragen.

Standorte/Nutzung

Papaver rhoeas bevorzugt basenreiche Standorte, hat aber ansonsten eine breite Standortamplitude (vgl. Hüppe & Hofmeister 1990:73). Auf den humoseren, wahrscheinlich stickstoffreicheren Böden sind die Bestände mit Datura stramonium und Setaria viridis ausgebildet.

Die Aufnahmen der Ausbildung mit Papaver rhoeas stammen zum einen von einer Hangfläche an der kürzlich fertiggestellten Umgehungsstraße in der Südstadt mit nur leicht humosen, sehr sandigem Substrat und von einer Fläche vor einer noch nicht bezugsfertigen Wohnung im Gebäude des ehemaligen Schlachthofs, bei der wir das Substrat als lehmigen Sand angesprochen haben. Der hohe Anteil an Ackerunkräutern legt nahe, dass der dort verwendete Boden von einem Ackerstandort kommt. Die Ausbildung mit Datura stramonium wurde ebenfalls an der Baustelle der Umgehungsstraße aufgenommen, hier jedoch am Fuß des Hanges, der deutlich besser wasser- und nährstoffversorgt zu sein scheint.

Die Aufnahme des Dominanzbestandes mit Chenopodium album, Datura stramonium und Amaranthus retroflexus entstammt einem Abstandsstreifen an der Neustrelitzer Straße, der diese zum Gehweg abgrenzt. Auch hier lies eine dunklere Färbung des sandigen Substrats auf einen höheren Humusanteil schließen.

Keine dieser Gesellschaften würde in diesem Zustand länger stabil bleiben. Die Aufnahmen bilden Übergangszustände ab, und zwar sowohl die Pflanzengesellschaften als auch die Orte, an denen sie aufgenommen wurden, betreffend. Der spontane Aufwuchs auf den zunächst vegetationslosen Flächen wird in diesen Fällen aller Wahrscheinlichkeit nach beseitigt und ersetzt werden.

Beispielsweise wird eine Fläche vor dem alten Schlachthof (Aufnahmenr. A2) Teil der veröffentlichten Rasenflächen, welche die öffentlichen Freiräume des zum Teil neu bebauten und somit in Wert gesetzten Quartiers kennzeichnen. Ihre Pflege wird über einen Hausmeisterservice geregelt. Der sattgrüne, gepflegte Rasen ist ein Bild, das wir aus Katalogen, aber meistens nicht aus der Realität kennen. Diese sieht so aus, dass angesät, sich aber nicht weiter darum gekümmert wird, dass aus dem angesäten Gras ein geschlossener Rasen werden kann. Einen Rasen herzustellen ist mit einer Vielzahl fachkundiger Arbeiten verbunden, und mit dem regelmäßigen Mähen ist es grade zu Beginn nicht getan (vgl. DEGEL 2004). Geschieht dies nicht, wird aus der grünen Bordüre um die neuen Bauten ein so struppiger, lückiger und ruderalisierender Bestand wie der der Wohnanlage am alten Schlachthof.

Bei der Aufnahme der Fläche teilte ein Anwohner in etwa folgendes mit (Gedächtnisprotokoll):

> „Ja, das sind ja blühende Landschaften hier! [gemeint ist die Ackerunkrautgesellschaft, vor der wir stehen, Anm. d. Verf.] Sind doch viel schöner als der vertrocknete Rasen da drüben. Die vom Hausmeisterdienst hier wissen überhaupt nicht, wie man so einen Rasen pflegt. Das Stück vor meiner Terrasse, das gieße ich immer schon mit. Man muss doch wässern, wenn es so trocken ist.“

Anstatt den Bewohnern der Erdgeschosse ein größeres Außenhaus zur Verfügung zu geben, und damit auch die Pflege der Flächen in ihre Hände zu legen, haben diese auf der veröffentlichten Rückseite der Gebäude lediglich schmale Terrassen und dazu kleine Streifen Rasen zur Verfügung. Einige beginnen auf dieser Fläche kleine Pflanzungen anzulegen. Die Organisation und die Dimensionierung der Freiräume außerhalb der Wohnungen schränken deren Gebrauch jedoch mehr ein als ihn zu ermöglichen, und zusätzlich wird dieser durch die ausgelagerte Pflege institutionell besetzt.

Pflege

Die Vegetation der Baustellen in der Stadt ist die der Ackerunkräuter. Wir bekommen hier etwas zu sehen, das wir selbst auf dem Land nur als Phänomen der Ackerränder kennen. Es ist „typisch für im Lohnunternehmen gespritzte Äcker: die Fläche wird sauber gehalten und an den Rändern bewußt unaufmerksam gespritzt, damit der Kunde die Wirkung des Herbizideinsatzes ermessen kann. Auch

sieht der Acker für den städtischen Blick ein wenig ‚romantischer' aus, weil der Rand auf etwas verweisen kann, das es in der Fläche nicht gibt" (AUTORINNEN 2010:108).
Typischerweise finden wir diese Vegetation auch in gärtnerisch angelegten ‚Dauerkulturen' auf Grünflächen. Auch hier wird die spontane Vegetation (durch Hacken, Herbizideinsatz) bekämpft, um die angebaute Vegetation erhalten zu können.
Während die Arten der Ackerunkrautgesellschaften auf dem Acker dauerhaft durch Nutzung stabilisiert werden, um eine Ernte zu erzielen, wird das Unkraut in den Gärtnerbeeten durch Pflege stabilisiert. Auf den von uns aufgenommenen Baustellen bleiben diese Gesellschaften eher ein temporäres Phänomen.

Soziologie

Über die systematische Stellung der Ackerunkräuter gab es immer wieder neue Auffassungen, die nicht zuletzt auch den Wandel der Produktionsweise widerspiegeln. Einen Überblick dazu geben anlässlich ihrer neuen syntaxonomischen Fassung der Ackerunkräuter HÜPPE & HOFMEISTER (1990), an dem wir uns in den folgenden Ausführungen orientiert haben.
Ursprünglich wurden die Pflanzengesellschaften der Äcker, der im Sommer trockenfallenden Flussufer, der Spülsäume an Seen und Meeren, der Ruderal- und Trittstellen und der Waldschläge nach BRAUN-BLANQUET 1936 zu einer Klasse der Rudereto-Secalinetea zusammengefasst (vgl. HÜPPE & HOFMEISTER 1990:61; TÜXEN 1950:94).

Der in vielerlei Hinsicht große Umfang dieser Klasse und sich immer deutlicher abzeichnende floristisch zusammenhängende eigene Gruppen, wahrscheinlich auch die Unstimmigkeiten in der Bezeichnung der Unkrautgesellschaften des Wintergetreides, von denen TÜXEN schreibt, es "[...] darf wohl als erwiesen gelten, daß die Verwirrung einen bedenklichen Grad erreicht hat. Die Begriffe haben ihren Inhalt erheblich gewechselt, und die Namen sind verändert worden, ohne daß ihr ursprünglicher Inhalt und Umfang genügend beachtet wurde" (TÜXEN 1950:127), gaben Anlass für die Aufstellung einer neuen Klasse, der Stellarietea mediae (BR.-BL. 1931) TX., LOHM., PRSG. 1950. Sie umfasst die Ordnungen Chenopodietalia albi TX. ET LOHM. 1950, unter die die Hackfruchtunkräuter der Sommerfrüchte und als neuer Verband das Sisymbrion, sowie die unter neuem Namen Centauretalia cyani (TX. 31) TX. LOHM., PRSG. 1950 gefasste Ordnung der Unkrautgesellschaften der Getreideäcker (vor allem des Wintergetreides) fallen.

OBERDORFER erkannte den beiden Ordnungen in der ersten Auflage der Süddeutschen Pflanzengesellschaften 1957 (bei ihm: Secalinetea BR. BL. 1951 und Chenopodietea BR. BL. 1951 OBERD. 1957) den Rang von Klassen zu, wodurch die Klasse der Stellarietea zunächst als aufgelöst galt.

Für die 1960er Jahre listen HÜPPE & HOFMEISTER (1990) eine Reihe von Autoren auf, die die Trennung nach Sommer- und Winterfruchtunkräutern als problematisch ansehen. Auch die Aufteilung auf Klassenebene wird abgelehnt, da auf im Fruchtwechselverfahren bebauten Äckern der Sommer- und Winterfruchtanbau der Rotation unterliegt und sich so real vorhandene Unkrautbestände nicht genügend unterscheiden würden. Auch wurde gezeigt, dass die Verwandtschaftsbeziehungen zwischen Gesellschaften der verschiedenen Klassen zueinander größer sind als angenommen. Als Grund für die Angleichung wird die Nivellierung der Ackerstandorte durch Düngung, Herbizidanwendung und Bodenverdichtung genannt (NETZADAL 1989 zit. nach HÜPPE & HOFMEISTER 1990:62).

Um dieses systematische Problem besser zu fassen, folgen verschiedene Vorschläge, wie beispielsweise die Gliederung in zwei Klassen, in denen alle Ackerunkräuter unter der alten Klasse Secalietea BR.-BL.- 1951 der Klasse der Chenopodietea BR. BL. 1951 als die der Hackunkräuter gegenübergestellt werden (SCHUBERT & MAHN 1969). HILBIG (1973) schlägt eine Eingliederung der Hackfruchtunkräuter als Ordnung Polygono-Chenopodietalia (OBERD. 1960) J. TX. 1961 zu den Secalietea vor, wodurch die verbleibende Ordnung Sisymbrietalia J.TX. 1961 zur Klasse Sisymbrietea GUTTE ET HILBIG IN HILBIG 1973 erhoben werden muss. Mehrere Autoren entscheiden sich in den 1970er bis 1980er Jahren aus den o. g. Gründen wieder für die alte Klasse der Stellarietea mediae (BR.-BL. 1931) TX., LOHM., PRSG. 1950, unter der zwar verschiedene Ordnungen gefasst werden, es wird sich jedoch im Groben für eine Vereinigung der Unkrautgesellschaften der Hack- wie Halmfrüchte und der einjährigen Ruderalfluren in einer Klasse ausgesprochen (vgl. HÜPPE & HOFMEISTER 1990:63).

Dieser Auffassung widerspricht wiederum OBERDORFER 1983 in der 2. Auflage seiner Süddeutschen Pflanzengesellschaften, indem er auf getrennte Klassen für Getreide- und Hackunkrautgesellschaften besteht. Die bereits genannten Gründe für die Rückkehr zu einer einheitlichen Klasse sieht OBERDORFER als Phänomen an, das „[...] auf die Ackerbaugebiete des westlichen und nördlichen Europa beschränkt ist [...]" (OBERDORFER 1983:15) und im Süden nicht zu finden sei. Dieser Einschätzung wurde von mehreren Autoren auch in Bezug auf den mediterranen Raum widersprochen, bzw. deutete sich eine entgegengesetzte Einschätzung an (vgl. HÜPPE & HOFMEISTER 1990:64).

Durch den eingangs erwähnten systematischen Vergleich von etwa 900 Vegetationsaufnahmen von Ackerunkrautgesellschaften kommen HÜPPE & HOFMEISTER (1990) zu dem Ergebnis, die Gesellschaften aller Ackerunkräuter gemeinsam mit den einjährigen Ruderalfluren in einer Klasse Stellarietea mediae zu fassen. Die bislang übliche Unterscheidung zwischen Halm- und Hackfrüchten bzw. Winter- und Sommerfrucht- Unkrautgesellschaften nehmen sie erst auf der Stufe von Verbänden vor und trennen durch die Einführung zwei neuer Ordnungen zwischen Unkrautgesellschaften auf basenarmen (Sperguletalia arvensis) und basenreichen Böden (Papaveretalia rhoeadis).

4.3.3 Sisymbrion officinalis TX, LOHM., PRSG 1950, Spalte V - VII

Für gewöhnlich sind die Wegraukenfluren in der Stadt „[...] entlang von Wegen, auf Banketten, wassergebundenen Decken, entlang von Zäunen und Mauern [verbreitet]. Sie markieren Ränder, zeigen den Grad der nachlassenden Nutzungsintensität und spiegeln bis zu einem gewissen Grad die Nutzung der angrenzenden Parzellen" (LÜHRS 2005b:51). Die Gesellschaften können sich jedoch auch flächig ausbreiten (vgl. ebd. und AUTORINNEN 2010:78). Sie werden durch gelegentliche und diskontinuierliche Störungen wie Tritt, Befahren oder Lagern stabilisiert und treten sowohl als Dauergesellschaften (Mäusegerstenfluren) wie auch als kurzlebiges Phänomen, das bereits nach einem Jahr verschwunden sein kann, auf. Daher sind häufig Arten anderer, sukzessionsdynamisch benachbarter Gesellschaften in ihnen mit vertreten, wie beispielsweise die der Trittpflanzengesellschaften oder ruderalen Hochstaudenfluren (vgl. KRAH 1987:16).

Soziologie

Im Verband Sisymbrion fasst LOHMEYER einjährige, nitrophile Unkrautgesellschaften auf Ruderalstellen zusammen. Die Gesellschaften sind mit den Hackunkrautgesellschaften eng verwandt, oft genug fehlen jedoch gemeinsame Arten, was die Aufstellung eines eigenen Verbandes auch aufgrund der verschiedenen ökologischen Bedingungen, unter denen die Gesellschaften entstehen, rechtfertigt (vgl. TÜXEN 1950:113). Später, im Zuge der Diskussionen um die Gliederung der Hackunkräuter, zu denen die Ruderalfluren bis dato gezählt wurden, sprechen einige Autoren den Ruderalfluren eine größere Eigenständigkeit zu und trennen sie von den restlichen Unkrautgesellschaften bereits auf Klassenebene (z. B. DENGLER & WOLLERT 2004; GÖRS 1966; GUTTE & HILBIG 1975; PASSARGE 1996) oder stellen eine Unterklasse Sisymbrienea auf (HÜPPE & HOFMEISTER 1990; POTT 1995). KIENAST weist auf die Notwendigkeit einer synsystematischen Bearbeitung des Verbandes hin, bei der die Eigenständigkeit der Assoziationen sowie ihrer Kennarten und Gliederung in Untereinheiten überprüft werden müsse (vgl. KIENAST 1978:87).

Sp. V Conyzo-Lactucetum serriolae LOHM. 1950

Kompasslattichfluren sind an sonnigen, warmen Standorten zu finden, die einen durchlässigen Boden mit sandig-kiesigem Substrat und geringen Feinerdeanteilen bei mäßiger Nährstoffversorgung aufweisen (vgl. KIENAST 1978:99 f.; OBERDORFER 1993:67).

Die Gesellschaft unserer Tabelle ist im Wesentlichen durch die Dominanz des Kompasslatichs charakterisiert. Zudem kommen Conyza canadensis, Senecio vulgaris und Sonchus oleraceus stet vor. Die Artenzahlen schwanken von 8-18 Arten, was nach unserer Beobachtung aus der z. T. gegebenen Durchdringung mit Kontaktgesellschaften resultiert. Da es sich um initiale Gesellschaften handelt, ist die Zusammensetzung der Arten ansonsten heterogen. Wir haben derartige Bestände entlang von Hauswänden, an Mauern oder Bordsteinkanten auf dem RWN-Gelände angetroffen. Ein weiteres

Phänomen, das wir mit einer Aufnahme in der Tabelle belegt haben, ist die Dominanz von Kompasslattich auf Hügeln von Baustellen. Er besiedelt als tief wurzelnder Pionier den frisch aufgeschütteten Rohboden und profitiert als äußerst wärme- und hitzetolerante Art von der Wärmespeicherung durch die Sonneneinstrahlung.

Sp. VI Bromo-Hordeetum murini (ALLORGE 1922) LOHM. 1950

Mit 15 Aufnahmen nehmen die Mäusegerstenfluren einen relativ großen Teil der Tabelle ein. Die Mäusegerstenfluren sind Produkt vieler verschiedener sozialer Phänomene, breit über die Stadt verteilt und häufig anzutreffen. Weil es in dieser Vegetation viel zu lesen gibt und sie verschieden in Erscheinung tritt, ist es wenig verwunderlich, warum wir gerade diese Gesellschaft häufiger aufgenommen haben. So sind unter den Aufnahmen initiale Besiedlungen, gebrauchsstabilisierte, kleinere Bestände im Nutzungsschatten von Straßenschildern sowie durch Pflege stabilisierte Bestände zu finden, die wir zum Teil aufgenommen haben, weil wir sie als Ausdruck eines gelassenen Umgangs mit der spontanen Vegetation in den Straßen, zum anderen aber auch als Resultat extensivierter Pflege, durch die die Flächen einen verwahrlosten Eindruck machen, wahrgenommen haben. Bezeichnenderweise haben wir die Mäusegerstenfluren auch in verschiedenen Quartieren unterschiedlich beurteilt: In Broda und in der Bachstraße schienen uns die Hordeeten eher “fehl am Platz”, als Ausdruck von Verwahrlosung, während wir sie in der Nordbahnstraße (Jahnviertel) als selbstverständlich zum Quartier gehörende Vegetationsausstattung empfunden haben.

Die Spalte ist unterteilt in Bestände mit Hordeum murinum mit Bromus tectorum (VI a) und Hordeum murinum mit Bromus sterilis (VI b). Wir haben uns bereits beim Anfertigen der Aufnahmen gefragt, ob diese unterschiedlichen Artenkombinationen auf unterschiedlich typische Standortbedingungen verweisen. In der vorläufigen Sortierung der Tabelle ging diese Frage zunächst unter. Plausibel ist die Unterscheidung der Bestände jedoch sehr wohl: Die Bestände mit Bromus tectorum sind eher lückig ausgebildet, mit Deckungen zwischen 30 - 70% (Durchschnitt: 50%), während die Bestände mit Bromus sterilis Deckungen von 65-95% (Durchschschnitt: 80%) aufweisen. Des Weiteren spricht für diese Sortierung, dass Artemisia vulgaris und Lolium perenne “mitsortiert” werden, die einen Schwerpunkt in den Beständen mit Bromus sterilis zeigen. Begleitet werden die Mäusegerstenfluren von verschiedenen Arten des Sisymbrion oder der Artemisetea, die ihnen z. T. durch auffällige Blütenfarbe eine jeweils andere Erscheinung geben und in denen standörtliche Unterschiede sowie verschiedene Sukzessionsstadien und Einflüsse durch Nutzung und Pflege zum Tragen kommen.

Standort/Nutzung/Pflege

Die Spalte VI a umfasst Bestände, die sich i. w. S. an Rändern befinden, was sowohl auf ihre Lage im Stadtgebiet als auch die konkreten Wuchsorte in den jeweiligen Quartieren zutrifft, die entlang von Zäunen, im Trittschatten von Straßenschildern und am Straßenrand liegen. Eine Aufnahme stammt

von einer Böschung mit aufgeschüttetem Material an einer Turnhalle, die sich am Rand des Vogelviertels am Übergang zum Jahnviertel befindet. Die restlichen Aufnahmen stammen vom Rand der Innenstadt, der Nordbahnstraße im Jahnviertel und einem Hinterhof im Katharinenviertel. Die Substrate sind sandig, mit Schotter oder Bauschutt vermischt und höchstens leicht humos, z. T. als wassergebundene Wegedecken hergestellt.

Sie werden auf verschiedene Weisen stabilisiert und lückig gehalten: An den Straßenschildern sorgen dafür Trittbelastung und Hundeurin, unter denen junge Pflanzen eingehen, ein Schutthaufen auf einem Hinterhof im Katharinenviertel dient als Kinderspielplatz und wird zudem selektiv gepflegt. Auf einer Einfahrt im Jahnviertel wird mit Herbiziden gespritzt, und auf der Böschung im Vogelviertel sorgt erodierendes Substrat in Kombination mit einem durch südexponierte Lage besonders trockenen Boden für die Offenhaltung des Bestandes.

Die Substrate der Spalte VI b wurden von uns ebenfalls als sandig mit Kiesanteilen beschrieben, jedoch häufiger als in Spalte VI a mit höherem Humusanteil. Zudem wurden Streuauflagen vermerkt. Des Weiteren ist den Flächen gemein, dass sie gemäht werden - jedoch unseren Beobachtungen nach verschieden häufig im Jahr. Ansonsten zeigen sie verschiedenen Dynamiken der Entwicklung – es finden sich unter den Flächen beispielsweise initiale Besiedlungen sowie Bestände, die aus Scherrasen hervorgegangen sind - und verschiedenen Alters sind. Auch in ihrer Erscheinung sind die jeweils aufgenommenen Gesellschaften unterschiedlich. In einer initialen Besiedlung am Straßenrand der Grünen Straße wird der Aspekt der Gesellschaft von Sisymbrium irio gebildet. Im Zuge der Errichtung von Geschosswohnungsbauten auf der gegenüberliegenden Straßenseite wurde das Straßenprofil verändert. Entlang des als Sichtschutz errichteten Zauns zu einem Grundstück eines gründerzeitlichen Hauses auf der gegenüberliegenden Seite der Neubauten wächst nun die Sisymbrion-Gesellschaft auf einer wassergebundenen Decke. Wir gehen davon aus, dass an diesem Straßenrand eine klassische Straßenbegleitgrün-Vegetation mit einer Symphoricapos-Hecke und Lolium-Rasen geplant und angepflanzt, bzw. ausgesät wurde. Die Überreste davon sind bei näherem Betrachten als Relikt zu erkennen, werden nun aber von der spontanen Vegetation verdeckt.

Entlang eines Bauzaunes in der Nordbahnstraße des Jahnviertels fallen zunächst die blauen Blüten des Natternkopfs, Echium vulgare, auf. Der Bauzaun grenzt als fortwährendes Provisorium einen privaten Parkplatz mit Lagerfläche zum Gehweg ab. Die vegetationsbedeckte Fläche ist zoniert: an einem etwa 30 cm breiten Streifen mit Trittrasen grenzt die Mäusegerstenflur an. Der Bestand wird unseren Beobachtungen nach dreimal jährlich gemäht, was die Gesellschaft in Kombination mit gelegentlicher Trittbelastung stabilisiert.

Am Rand des Gehwegs der Bachstraße auf Höhe des Heizkraftwerks bildet Anchusa officinalis in einer der beiden Aufnahmen noch einen dominanten Aspekt, während auf der anderen Fläche Mäusegerste

und Taube Trespe das Erscheinungsbild des Bestandes bestimmen. Auch an zwei Straßenrändern in Broda haben wir solche Bestände aufgenommen, die als Abstandsflächen am Straßenrand dienen. Diese ursprünglich als Rasenstreifen angelegten Flächen unterliegen einem Pflegeregime, das die an diesen Standorten ursprünglich erwünschten Arten wie Festuca rubra oder Lolium perenne durch ungünstige Mahdzeitpunkte bei großer Hitze oder zu große Intervalle eher verdrängt als sie zu fördern, wodurch der Standort von Mäusegerste und Tauber Trespe besiedelt werden kann.

Unkrautästhetik

Ob und wann die Mäusegerste „schön“ ist, darüber kann, wie in allen „schönen“ Angelegenheiten vortrefflich gestritten werden. Wir gehen davon aus, dass die Stadtgrünpfleger die Mäusegerstenfluren nie schön finden. Zu den Zeiten, als die kommunale Grünpflege noch ambitionierter unterwegs war, wurde – wie HARD aus Osnabrück berichtet – die Mäusegerste so bekämpft, dass sie sogar davon profitierte:

> “Die “richtige”, stabilisierende Störung liegt im Bereich jährlicher bis zweijährlicher, im Extremfall dreijährlicher hoch- bis spätsommerlicher Säuberung…. Daß diese “richtige” Störung zur rechten Zeit so häufig vorkommt, ist eine unmittelbare Folge der kommunen Unkrautästhetik. Die Mäusegerste-Bestände sind im Hoch - und vor allem im Spätsommer für den üblichen Blick am weitaus häßlichsten; dann bilden vor allem ihre gut sichtbaren Vorkommen in öffentlichen Freiräumen tote, schmutzig-braungelbe Bestände, in denen auch Müll und anderer Schmutz nun besonders ins Auge springt. Werden die Eingriffe auf diese Phase konzentriert, dann schaden sie der Mäusegerste am wenigsten und ihren wichtigen Konkurrenten am meisten” (HARD 1998:123 f.).

Was in Osnabrück absichtsvoll die Mäusegerstenfluren beseitigen sollte und absichtslos ihrem Fortkommen dienlich war, das kann für das aktuelle Pflegeregime der Stadt Neubrandenburg nicht konstatiert werden. Auch hier erscheinen die Pflegeinterventionen der Stadt zufällig und einigermaßen wahllos zu sein. „Schön“ erscheinen die Mäusegerstenbestände uns in der Regel dort, wo sie einen gelassenen Gebrauch der Freiräume begleiten. Das sind zum Beispiel die Straßen des Jahnviertels. „Häßlich“ sind sie dort, wo sie in einen ihnen nicht gemäßen „Grünflächenkontext“ geraten, der ihre (mögliche) Existenz nicht vorsah und nun die Existenz beider Phänomene, das der Grünfläche und das der Mäusegerstenflur, bedroht. „Durchgewachsene“ gärtnerische Pflanzungen wären so ein Beispiel, wo das Unkraut die angebaute Vegetation noch nicht verdrängen konnte und nur bedroht, oder Straßenzüge wie in Broda, in denen das Aufkommen spontaner Vegetation nie bedacht worden ist und die dann mit in der Regel wenig zweckdienlichen Mitteln wieder zum Verschwinden gebracht werden soll.

Soziologie

GUTTE (1972) beschreibt eine Assoziation mit Bromus sterilis und Hordeum murinum, von der er eine Subassoziation mit Bromus tectorum unterscheidet. Die typische Assoziation „wächst auf warmen, trockenen, gut besonnten und mäßig stickstoffreichen Standorten. Am häufigsten beobachtet man es

an Straßenrändern, um Gebäudekomplexe (besonders in den Vorstädten), auf Baumscheiben, an Mauern und Zäunen“ (GUTTE 1972:36). Die davon zu unterscheidende Subassoziation von Bromus tectorum tritt auf “stark sandigem oder mit Schotter, Bauschutt, u.ä. vermischtem Boden“ (ebd.:37) auf. Dieser Beobachtung können wir uns für unsere Aufnahmen aus Neubrandenburg anschließen.

Sp. VII: Descurainietum sophiae KREH 1935

Üblicherweise wird das Descurainietum sophiae als eine Pioniergesellschaft auf mäßig nährstoffreichen Böden an sonnigen Standorten beschrieben, die ihre typischen Wuchsorte “auf Müllplätzen und Haustrümmern” (TÜXEN 1950:117) an Wegrändern, Ackerrainen auf lehmigen Böden (OBERDORFER 1993:68), Rändern von Mutterbodenmieten oder neu angelegten Pflanzscheiben von Straßenbäumen (MÜLLER 1978:114 f.) oder in stadtgärtnerischen Pflanzungen hat (LÜHRS 2005b:55). Als Assoziationskennarten werden Descurainia sophia und Sisymbrium loeselii, ferner Sisymbrium altissimum angegeben (vgl. OBERDORFER 1993; TÜXEN 1950), von denen in unseren Aufnahmen lediglich Descurainia sophia vertreten ist. Außer der Sophienrauke verbindet unsere Aufnahmen das Vorkommen von Berteroa incana. Zwei der Aufnahmen stehen jeweils der Gesellschaft der Mäusegerste oder der Chenopodietalia-Fragmentgesellschaften nahe. Aufgrund des dominanten Vorkommens von Descurainia sophia und in Ermangelung anderer charakteristischer Arten dieser Gesellschaften haben wir beschlossen, sie als eigene Gesellschaft zusammenzustellen.

Die von uns dokumentierten Wuchsorte sind andere als die, die wir in der Literatur angegeben finden. Sie stellen jedoch, vielleicht ähnlich wie die bereits beschriebenen Wuchsorte, Nutzungsgrenzen dar. Die Böden, auf denen die Gesellschaft siedelt, sind sandig, teilweise mit Schotteranteil, leicht humos und weisen eine Streuauflage auf.

Die Aufnahme AF26 stammt von einem Weg in der Ihlenfelder Vorstadt, der die an den hinteren Grundstücksgrenzen der dortigen Reihenhausbebauung angrenzenden Garagen erschließt. Der Weg wird durch einen Zaun, an dessen Fuß die Gesellschaft wächst, von der dahinter liegenden Grünfläche eines Zeilengeschosswohnungsbaus abgegrenzt. Eine weitere Aufnahme stammt von einer Baustelle eines neu erschlossenen “Quartiers im Quartier”, ebenfalls in der Ihlenfelder Vorstadt, wo auf dem Gelände einer nun abgerissenen Kita freistehende Geschosswohnungsbauten zwischen den bereits bestehenden sechsgeschossigen Zeilengeschossern errichtet werden. An einem weiteren Wuchsort haben wir einen Bestand mit Descurainia sophia und Calamagrostis epigejos auf einem verbrachenden Stück Grünfläche aufgenommen, das in regelmäßigen Abständen gemäht wird und der Unterhaltung des Steepengrabens unweit der Neustrelitzer Straße dient. Der aufgenommene Bestand wurde unserer Einschätzung nach im Vorjahr noch gemäht, bei der diesjährigen Mahd jedoch ausgelassen.

4.3.4 Agropyretea intermedii-repentis (OBERD. ET AL. 1967) MÜLLER ET GÖRS 1969, Sp. VIII

Bei der in dieser Spalte abgebildeten Gesellschaft handelt es sich um eine Pioniergesellschaft, die sich (im Gegensatz zu den in den vorherigen Spalten abgebildeten, vorwiegend aus annuellen Arten zusammengesetzten Beständen) aus tief wurzelnden, ausdauernden Arten aufbaut. Wir ordnen sie nach OBERDORFER (1993) den Halbruderalen Pionier-Trockenrasen, Agropyretea intermedii-repentis (OBERD. ET AL. 67) MÜLLER ET GÖRS 69 zu. Sie werden von MÜLLER (1978) als „Heilgesellschaften" beschrieben, die gealterte Standorte mit fortgeschrittener Bodenentwicklung besiedeln, wenn diese gestört werden.

> „Die Ordnungs- und Klassenkennarten sind vorwiegend Rhizomgeophyten oder ausläufertreibende Hemikryptophyten, auch Chamaephyten, die unterirdisch kriechend in verhältnismäßig kurzer Zeit größere Flächen mit ihren Wurzeln durchspinnen können. Sie vermögen dadurch, bei der initialen Besiedelung eine starke dynamische Kraft zu entfalten. [...] Die Arten bevorzugen lockere, mehr oder weniger tiefgründige, reine oder steinige Sand- und Lehmböden, insbesondere Lößböden" (MÜLLER 1978:278).

Sp. VIII: Poo-Tussilaginetum farfarae Tx.31

Die Spalte beinhaltet drei Aufnahmen, denen das Auftreten von Tussilago farfara gemein ist. In zwei der Aufnahmen treten sowohl Equisetum arvense als auch Gnaphalium uliginosum auf. Diese Aufnahmen stammen von einer Initialbesiedlung auf einer Fläche in einem entstehenden Neubaugebiet, die laut Bebauungsplan als Spielplatz dienen soll. Das Substrat ist aufgeschütteter, vermutlich basenreicher Sand. Mit Deckungen von 15% und 6-7 Arten können wir auf einen erst in jüngerer Zeit von dieser Gesellschaft besiedelten Standort schließen, während die letzte Aufnahme der Spalte einen Bestand der Gesellschaft abbildet, der bereits von Arten der Artemisetea abgebaut wird. Mit 22 Arten ist diese Aufnahme vergleichsweise artenreich, die Deckung mit 80 % hoch. Sie stammt von einer älteren Baustelle an einer Hauswand in der Innenstadt. Im Fall unserer Aufnahmeflächen gehen wir davon aus, dass die initiale Besiedelung der Vegetation über im Substrat bereits vorhandenes Saatgut oder Rhizome ausging.

Die Gesellschaft kann über Jahre stabil bleiben. Durch die unterirdisch liegenden Knospen und Triebe der sie aufbauenden Pflanzen ist sie gegenüber der Beseitigung durch Mahd oder Abflämmen relativ unempfindlich und wird eher gefestigt, da die Bekämpfungsmaßnahmen bspw. konkurrierende Gehölze, die die Gesellschaft in der üblichen Sukzessionsabfolge sonst verdrängen würden, schädigen (vgl. MÜLLER 1978:279).

Soziologie

Das Poo-Tussilaginetum wird als floristisch schwer zu fassen beschrieben, da die Gesellschaft in ihrer Zusammensetzung stark variiert (vgl. KIENAST 1978:218-221; OBERDORFER 1993:299). Dieser Umstand mag Grund für die Schwierigkeit ihrer Zuordnung geben; während Kienast aufgrund floristischer

Ähnlichkeiten die Assoziation dem Agropyro-Rumicion zuordnet, stellen die meisten Autoren sie in die Klasse der Agropyretea (OBERDORFER 1993; PASSARGE 1999; POTT 1995).

4.3.5 Sedo- Scleranthetea BR.-BL. 1955 Sp. IX

Sp. IX: Centaurea stoebe- Sedum acre - Gesellschaft

Die Gesellschaft dieser Spalte wird durch Centaurea stoebe, Petrorhagia prolifera und Sedum acre gebildet. Zudem sind Calamagrostis epigejos und Festuca rubra stet und mit teilweise hoher Deckung vertreten.

Standort/Nutzung/Pflege

Die Wuchsorte der Gesellschaft sind sehr trockene Standorte. Sie siedelt auf Sand/Splittgemischen und akkumuliertem Substrat auf Pflaster oder Beton. Kleine Risse oder Pflasterfugen bieten hier den Platz, sich anzusiedeln. Die Wasserversorgung kann zum Teil über kondensierendes Wasser unter der versiegelten Oberfläche stattfinden, das die Pflanzen mit ihren Wurzeln erreichen. Die Standorte der Gesellschaften liegen in insgesamt hoch versiegelten Orten wie im Industriegelände oder am Straßenrand, welche für Wärme und Trockenheit sorgen. Die Aufnahmen entstammen größtenteils dem ehemaligen RWN-Gelände, wo wir die Gesellschaft entlang von Hauswänden, Zäunen und auf einem wenig benutzten Parkplatz angetroffen haben. Eine der Aufnahmen stammt von einem Straßenrand an der Südstraße (Stadtrand). Die Flächen liegen so gesehen an Rändern, werden vermutlich kaum bis wenig durch Betreten oder Befahren gestört und über Mahd stabilisiert (vmtl. 2x/a). Wir schätzen die Standorte als gealtert ein.

4.3.6 Artemisetea (LOHM., PRSG ET TX. IN TX.50) SP. X - XII

Ab dieser Spalte bewegen wir uns pflanzensoziologisch in einer weiteren Klasse, die der Artemisetea. Unter ihr fasst KIENAST (1978) von denen in unserer Tabelle jüngeren Ordnungen die Onopordetalia, die trockene Standorte besiedelnden Ruderalfluren, und die Artemisetalia, die die frischeren Standorte besetzen.

<u>Sp. X Dauco-Melilotion Gesellschaft</u>

Echium vulgare, Berteroa incana und Achillea millefolium sind sowohl in dieser als auch den folgenden Spalten XI und XII stet vertreten. Die Gesellschaft wird durch Daucus carota und Melilotus albus charakterisiert und von Erigeron annuus und Oenothera biennis begleitet. Die Spalte lässt sich in Beständen ohne und in solche mit Festuca rubra und Calamagrostis epigejos unterteilen. Letztere stellen unter den abgebildeten die gealterten Bestände dar, die sich zudem durch höhere Artenzahlen (27-33) von den erstgenannten abheben.

Standort/Nutzung

Die aufgenommenen Gesellschaften sind flächig ausgebildet. Die jüngeren Bestände der Ausbildung ohne Festuca rubra und Calamagrostis epigejos finden ihren Standort in Baugebieten, auf Parzellen, die noch nicht bebaut sind, etwas abseits des täglichen Baugeschehens liegen und gelegentlich durch das Rangieren größerer Fahrzeuge oder Zwischennutzungen als Lagerplatz etc. gestört werden. Diese Aufnahmen stammen größtenteils von einem Baugebiet in der Brinkstraße sowie einem in der Ihlenfelder Vorstadt.

Die Bestände mit Festuca rubra und Calamagrostis epigejos sind ältere, durch sporadische Nutzung und Pflege (Mahd, 2-3 Mal jährlich) stabilisierte Gesellschaften, die wir ebenfalls im Baugebiet an der Brinkstraße (Jahnviertel) und auf ehemals bebauten Abrissflächen auf dem Datzeberg und dem Lindenberg angetroffen haben. Die Substrate sind vor einigen Jahren aufgeschüttet worden, da auf den Flächen Bodenaustausch vorgenommen wurde. Sie sind sandig - kiesig, zum Teil lehmig.

Soziologie/Dynamik

GÖRS (1966) beschreibt im Zuge einer Gliederung der wärmeliebenden, trockenen Ruderalgesellschaften unter der Ordnung Onopordetalia acanthii BR. BL. ET TX. 43 einen „noch näher zu bezeichnenden Verband (etwa Dauco-Melilotion)“, dessen Gesellschaften auf wahrscheinlich wenig stickstoffreichen, rohen Böden siedeln. Dies könne für den in Ruderalgesellschaften ungewöhnlichen hohen Anteil an Leguminosen eine Erklärung sein (vgl. ebd.:478).
Nach ihrer Beschreibung gehören zu diesem Verband die Gesellschaften offener, noch rutschender Mergelhangböden und aufgelassener Weinberge, in denen nicht mehr gehackt wird.

Die Dauco-Melilotion Gesellschaften unserer Tabelle sind auf jüngeren Brachen anzutreffen, deren Vegetationsentwicklung noch nicht sonderlich weit fortgeschritten ist. Je nach Standortbedingungen – auf hageren, trockenen Standorten eher verzögert – verläuft die Entwicklung zum sukzessionsdynamisch folgenden Stadium des Tanaceto-Artemisetums unterschiedlich schnell. Zudem kann die Entwicklung durch sporadische Nutzungen verlangsamt ablaufen (vgl. BELLIN et al. 2005:77 f.).

Sp. XI – Echio-Verbascetum (TX. 1942) SISS. 1950

Die Bestände dieser Spalte sind durch das Vorkommen von Echium vulgare und Achillea millefolium gekennzeichnet. Ebenfalls mit hoher Stetigkeit sind Berteroa incana, Lolium perenne und Plantago lanceolata am Aufbau der Bestände beteiligt. Bromus sterilis hat in dieser Spalte neben den Mäusegerstenfluren (Sp. VI b) einen weiteren Schwerpunkt. Die Art kann hier als Indiz für die Orte der aufgenommenen Flächen liegen: sie liegen, linear ausgebildet, an Wegrändern oder den Rändern von Flächen und sind vermutlich gelegentlichen Nutzungen durch Betreten oder Befahren ausgesetzt. Wir unterscheiden drei Ausbildungen der Gesellschaft, die auf die Intensität der Pflege der Flächen und standörtliche Unterschiede zurückzuführen sind.

Drei Aufnahmen (Sp. XI a) bilden grasige, rasenartige Bestände mit Festuca rubra ab. Die Flächen werden gepflegt, jedoch mit geringer Intensität, da sie am Wegrand liegen, der dadurch bunt blühend in Erscheinung treten kann. Festuca rubra ist in diesen Beständen mit aller Wahrscheinlichkeit angesät. Eine weitere Ausbildung haben wir über Senecio jacobaea, Arrhenatherum elatius und Saponaria officinalis in Spalte XI b auf etwas humoseren Böden mit besserer Wasserversorgung, teils schattig gelegeneren Standorten differenzieren können. Diese Bestände sind nach unseren Beobachtungen zumindest in diesem Jahr völlig aus der Pflege genommen und teilweise recht hoch aufgewachsen. Streuauflagen aus abgestorbenen Pflanzenteilen des Vorjahres bieten dem Glatthafer hier gute Wuchsbedingungen.

In der Spalte XI c sind Bestände mit Calamagrostis epigejos und Artemisia vulgaris abgebildet. Die Standorte sind vollsonnig und sandig-trocken. Die Bestände sind im Begriff, sich zu Tanaceto-Artemiseten zu entwickeln, die Sukzession wird jedoch durch Störungen im Oberboden oder gelegentliche Mahd aufgehalten.

Die Bestände der Spalte XI finden wir entlang von Wegen, an Zäunen und Rändern von Flächen. Die Aufnahmeorte sind breit über die Stadt verteilt; sie stammen aus dem Vogelviertel, Broda, Jahnviertel und Katharinenviertel, dem ehemaligen RWN-Gelände und dem Fuß des Datzebergs. Die Wege, die von den Hochstaudenfluren gesäumt werden, haben einen informellen Charakter, sind durch wassergebundene Wegedecken befestigt oder Trampelpfade und liegen eher am Rand der Viertel. Unserer Einschätzung nach werden sie bis zu zweimal jährlich abgemäht, oder wurden seit kurzem aus der Pflege genommen. Zudem werden sie über die beiläufige Nutzung als Wegränder zeitweilig stabilisiert.

Soziologie

Die von Tüxen unter der Bezeichnung Echio-Melilotetum TX. 1942 geführte Gesellschaft wurde durch SISSINGH (1950) in zwei Gesellschaften, ein Echio-Verbascetum und ein Melilotetum albi-officinalis aufgeteilt. Für die Trennung spricht, dass die Arten häufiger getrennt als gemeinsam vorkommen, sowie die durch verschiedene Autoren (z. B. HÜLBUSCH 1980; KIENAST 1978) beschriebenen verschiedenen Standortansprüche der Gesellschaften; das Echio-Melilotetum albi (TX. 1942) SISS.1950 ist auf den Standorten mit ausgeglicheneren Bedingungen und eher lehmig tonigen Böden, das Echio-Verbascetum auf extremeren, kiesig-schottrigen Böden mit geringem Feinerdeanteil und sehr sonnigen Standorten vertreten. Ungeklärt ist, welche Rolle Verbascum-Arten im Echio-Verbascetum tatsächlich spielen (vgl. WITTIG 2005). Zudem beschreibt KIENAST (1978) eine heterogene Zusammensetzung der Gesellschaft, wodurch die Zuordnung über die Kennart Echium vulgare erfolgen muss.

Das Echio-Verbascetum wird von SISSINGH (1950) als Pioniergesellschaft beschrieben, kann sich jedoch unter extremen Bedingungen lange an einem Standort halten, da die Bodenentwicklung dort langsamer verläuft (vgl. KIENAST 1978). HÜLBUSCH (1980:70) widerspricht der Beschreibung Sissinghs, da das Echio-Verbascetum auf alten und über lange Zeiträume ungestörten Standorten anzutreffen sei, und über Zeiträume von fünf Jahren oder länger stabil bleibe, bis es von Folgegesellschaften abgelöst werde. Wichtig ist in diesem Zusammenhang der dysfunktionale Charakter der Flächen, auf denen die Gesellschaft siedelt. SIMON (2005b) beschreibt das Echio-Verbascetum für Neubrandenburg als Gesellschaft, die „die fortgeschrittene Brache von Restflächen an den Stadträndern" (ebd.:71) besiedelt. Ihre „Bedeutung, die Nutzungen der (Weg-) Ränder tragen zu können" (BELLIN et al. 2005:77) ist solange gegeben, wie die Gesellschaft über Nutzung oder Pflege stabil gehalten wird.

Gärtnern mit spontaner Vegetation

Ein Phänomen anderer Art, das wir gesondert beschreiben wollen, ist nach der Sortierung bezeichnenderweise ausschließlich in dieser Spalte zu finden. Wir haben eine Hofauffahrt im Jahnviertel (Aufnahmenr. AF 1), und den Seitenstreifen des Gehwegs entlang einer Grundstücksgrenze im Katharinenviertel (Aufnahmenr. AF 31) aufgenommen, auf denen die Bewohner der dazu gehörigen Häuser mit der spontanen Vegetation zu gärtnern scheinen, oder sie zumindest wahrnehmen und damit bewusst arbeiten. So haben die Bewohner des Hauses im Jahnviertel offensichtlich Freude an dem bunten Aufwuchs, der den Rand ihrer Hofauffahrt säumt, und auch auf der Rasenfläche im Hinterhof beim Mähen einen Bogen um den spontanen, blühenden Aufwuchs gemacht. Im Katharinenviertel begärtnern die Bewohner den Seitenstreifen des Gehwegs vor ihrem Grundstück absichtsvoll und lassen spontane Arten zusammen mit den verbliebenen ausgesäten Arten (Calendula officinalis, Leucantemum ircutianum) einer im Handel als sogenannte „Blühwiesenmischungen" erhältlichen Saatgutmischung und Küchenkräutern wachsen. Die spontanen Arten werden in die Pflege dieser kleinen Rabatte mit einbezogen und z.B. nach dem Abblühen zurückgeschnitten.

Sp. XII Tanaceto-Artemisetum vulgaris BR. BL. (1931) 1949

Wie auch in Spalte XI sind Echium vulgare, Achillea millefolium und Berteroa incana an den Beständen beteiligt. Gekennzeichnet ist die Spalte durch Tanacetum vulgare und Artemisia vulgaris, zudem tritt Agropyron repens hochstet auf. Wir können darunter drei Ausbildungen unterscheiden, von denen die erste durch hohe Deckungsgrade von Festuca rubra gekennzeichnet ist. Diese Bestände unterliegen noch einer Pflege und werden bis zu dreimal jährlich gemäht, sobald sie hoch aufgewachsen sind. In der zweiten Ausbildung sind die Deckungsgrade von Festuca rubra deutlich niedriger, dafür beginnt nun Calamagrostis epigejos sich in den Beständen auszubreiten. Diese Flächen sind seit längerer Zeit aus der Pflege genommen.

In der dritten Ausbildung fällt Festuca rubra aus und Calamagrostis epigejos tritt mit z. T. hohen Deckungen auf. Solidago canadensis und Störzeiger wie Bromus tectorum, Bromus hordeaceus und Apera spica-venti sind vertreten. Es sind die Bestände älterer Brachen, auf denen in jüngerer Zeit der Oberboden mitsamt Vegetationsbedeckung abgeschoben wurde (z.B. durch das Rangieren schwerer Fahrzeuge) und die nun wieder geschlossen werden, was die niedrigen Deckungsgrade erklärt.

Standort/Nutzung

Die Gesellschaften des Tanaceto-Artemisetums wurden am Rand des Vogelviertels, Reitbahnviertels und am Rand sowie in der Mitte des Datzebergs aufgenommen. Diese "Niemandsländer" existieren, weil sie entweder als innerstädtische Ränder oder aufgrund ihrer Lage im Stadtgebiet zumindest bislang keinerlei Inwertsetzungsinteresse ausgesetzt sind. Es sind „dysfunktionale Freiräume" (vgl. HEINEMANN & POMMERENING 1979).

Auch mitten auf dem Datzeberg haben wir einige Aufnahmen machen können, die relativ bunt blühende Gesellschaften des Dauco-Melilotions oder Tanaceto-Artemisetums abbilden. Zu den im Zeilengeschosswohnungsbau ohnehin üppig vorhandenen Grünflächen kommen in diesem Quartier Flächen hinzu, auf denen in den Jahren 2006 bis 2013 ganze Wohnblöcke abgerissen wurden (vgl. WIDELAK 2017:21). Im Anschluss an die Rückbauarbeiten wurde Boden ausgetauscht und mit Rasen angesät. Die Bestände haben sich jedoch weniger in die Richtung von Rasen, als vielmehr in die von Hochstaudenfluren entwickelt. Die Flächen werden nach unseren Beobachtungen von privaten Firmen gemäht, nach Auskunft eines Angestellten dreimal jährlich.

Dynamik/Soziologie

Typischerweise wird das Tanaceto-Artemisetum als sukzessionsbedingte Gesellschaft beschrieben, die die Dynamik von Sisymbrion- oder Dauco-Melilotion - Gesellschaften vorerst abschließt, und über mehrere Jahre stabil bleiben kann (vgl. SIMON 2005b:71). Es wird von einigen Autoren (GUTTE 1972; KIENAST 1978; TÜXEN 1950) zum Verband Arction, den nitrophilen, mäßig bis stark wärmeliebenden Ruderalfluren gerechnet, während MÜLLER (1981) aufgrund der geringen Stetigkeit der vertretenen Arction-Arten eine Zuordnung zum Dauco-Melilotion favorisiert (ebd.:252).

4.3.7 Petasites hybridus-Gesellschaft Sp. XIII und Cymbalaria muralis-Gesellschaft Sp. XIV

Die beiden Gesellschaften dieser Spalten treten, was ihre pflanzensoziologische Einordnung betrifft, aus der Reihe der übrigen Aufnahmen heraus. Sie wurden an zwei für die Stadt Neubrandenburg besonderen Orten aufgenommen: die Petasites hybridus-Gesellschaft in Spalte XII wächst am Ufer des Tollensesees auf Höhe der Gaststätte Badehaus, die Cymbalaria muralis-Gesellschaft an einer Stelle der Stadtmauer in der Nähe des Stargarder Tors. Wir haben an diesen Orten jeweils eine Aufnahme

angefertigt, weshalb wir uns bei der Benennung mit einer Zuordnung zu bestehenden Assoziationen zurückhalten.

Sp. XIII Petasites hybridus- Gesellschaft

Die Aufnahme der Petasites hybridus-Gesellschaft am Ufer des Tollensesees stellt mit 43 Arten die artenreichste Aufnahme unserer Tabelle dar. Unter den Blättern der Pestwurz finden niederwüchsige, schattenverträgliche Arten wie Aegopodium podagraria und Glechoma hederacea ihren Wuchsort, während die dazwischen liegenden Lücken von höherwüchsigen, staudischen Arten wie Artemisia vulgaris, Cirsium arvense, Eupatorium cannabinum, Heracleum sphondylium und Angelica archangelica besiedelt werden, die die Gesellschaft überragen.

Sie wächst angrenzend an das Ufer des Tollensesees auf einem etwa einen Meter schmalen Streifen entlang des gesamten Uferabschnitts, der bei der Pflege der auf der uferabgewandten Seite liegenden Rasenfläche ausgelassen wird. Der Boden ist hier u. a. durch die zur Befestigung der Uferböschung dort liegenden Granitblöcke sehr uneben, wodurch an dieser Stelle nicht mit Rasentraktoren, die zur Mahd der angrenzenden Rasenfläche verwendet werden, gemäht werden kann. Stattdessen wird der Bewuchs nach Aussage eines Mitarbeiters, der zu diesem Zeitpunkt (Ende Juli) mit der Rasenpflege beschäftigt war, einmal jährlich mit dem Freischneider abgemäht.

Sp. XIV Cymbalaria muralis-Gesellschaft

An einer der wenigen bewachsenen Stellen der Stadtmauer, auf Höhe des alten Marstalls, kamen wir just in dem Moment vorbei, als die aus den Fugen des Mauerwerks ragenden Pflanzen von der Nachmittagssonne angeleuchtet wurden, was uns dazu veranlasste hier stehen zu bleiben, um das Lichtspiel auf den Pflanzen zu fotografieren. Bei dieser Gelegenheit verfassten wir eine Aufnahme der Mauervegetation.

Im Wesentlichen wird die Gesellschaft durch Cymbalaria muralis charakterisiert. Des Weiteren kennzeichnen Hieracium sabaudum und Poa compressa die Gesellschaft, vereinzelt treten zudem Taraxacum officinale und Agrostis capillaris auf.

Die aufgenommene Gesellschaft siedelt an der nordexponierten, der Ringstraße zugewandten Seite der Mauer. Diese besteht zum Teil aus gebrochenen, teils ungebrochenen Feldsteinen. Die relativ breiten Fugen brechen an einigen Stellen auf und bieten hier der Vegetation ihren Wuchsort. An der Neubrandenburger Stadtmauer wurden mehrfach Reparaturen vorgenommen. SIMON (2005c) beschreibt, dass statt des ursprünglich verwendeten Füllmaterials, Kalkmörtel, der aufgrund seines Kalkanteils wie seiner Fähigkeit zur Speicherung von Wasser einen vergleichsweise günstigen Standort für aufwachsende Vegetation bietet, Zementmörtel zur Reparatur verwendet wurde. Da dieser andere Dehnungseigenschaften als der Kalkmörtel hat, bilden sich nach einiger Zeit Risse, die, wenn sie tief genug sind, anfliegende Samen das kalkhaltige Mörtelsubstrat erreichen lassen und so einen Wuchsort

bieten. An dem von uns aufgenommenen Abschnitt liegen die Reparaturarbeiten an der Stadtmauer bisher am längsten zurück, an jüngeren Sanierungsabschnitten finden wir nach wie vor keine Vegetation an der Stadtmauer (vgl. SIMON 2005c:81).

Verglichen mit den Aufnahmen von Simon hat sich die Zusammensetzung dieser Ausbildung der Gesellschaft um die Arten Agrostis capillaris und Hieracium sabaudum erweitert, während Bromus sterilis nicht mehr in der Aufnahmefläche zu finden war.

Abbildung 3: Hieracium sabaudum hebt sich im Licht der Abendsonne deutlich von der Stadtmauer ab.

4.4 Zusammenfassung

> „Und die Grünflächen, neustes Schlagwort des guten Willens und der schlechten städteplanerischen Vorstellungen, was sind sie anderes als ein schwacher Abklatsch der Natur, ein klägliches Trugbild des freien Raumes, des Raumes der Begegnungen und des Spiels, der Parks, der Gärten, der Plätze? [...] Passiv gehorcht der Städteplaner dem Druck von Zahl und Kostensenkung; die Funktionalität, die er zu konzipieren glaubt, sinkt mangels „echter" Funktionen zur rein bildlichen Funktion herab" (LEFEBVRE 2014:33).

Resümieren wir die zahlreich beschriebenen heterogenen Phänomene, wird deutlich, dass die „Stadtgrünpflege" gärtnerisch handwerkliche Ambitionen (und mit ihnen entsprechende Kenntnisse) weitgehend aufgegeben hat. Unter heftigem Kostendruck folgt die Pflege in erster Linie funktionalen Anforderungen, bei denen es darum geht, technischen Anforderungen (das Freihalten von Wegen und technischen Infrastrukturen) nachzukommen, bei einmal eingebrachten Investitionen – insbesondere Anpflanzungen – wenigstens guten Willen zu zeigen, diese aufrecht zu erhalten, um der Verwahrlosung der städtischen Grünanlagen zumindest symbolisch etwas entgegenzusetzen. Die Wirkungen dieser Funktionspflege sind, wenn wir die Bäume als einen noch gesondert zu betrachtenden Fall außen vor lassen, nicht so leicht auf den Punkt zu bringen.

A) Sozial angeeigneten und gebrauchstüchtigen Freiräumen schadet die Funktionspflege kaum. Wohl werden immer wieder mal schöne Pflanzengesellschaften durch diese Art der Pflege ruiniert und in relativ schäbig anzusehende Bestände (meist mit Dominanzen einzelner Arten) umgewandelt, aber das erschüttert die Gebrauchstüchtigkeit der Freiräume meist nicht. Im Gegenzug blühen an dem einen oder anderen Ort Pflanzengesellschaften neu auf, die unter einem konsolidierten Regime normalpraktischer Grünpflege wohl kaum eine Chance hätten, sodass Licht und Schatten einander die Waage halten.

Abbildung 4: Licht und Schatten - Auf der linken Seite ein spontan aufgewachsenes Sisymbrion am Grünen Weg (Jahnviertel) und auf der rechten Seite eine zu einem ungünstigen Zeitpunkt "gepflegte" Petasites-Gesellschaft.

B) Das „gärtnerische Leistungsgrün“, also insbesondere die zahllosen Gebüschpflanzungen, mit denen das Gros der städtischen Freiräume ausgestattet worden ist, „leidet“ unter dem ausschließlich nach Kostenerwägungen ausgerichteten Pflegeregime in besonderer Weise (vgl. ANHUT & ET AL. 2000). Diese Pflanzungen haben, auch als die Stadtkasse noch etwas besser gefüllt war, nur selten eine fachgerechte und angemessene gärtnerische Pflege erfahren. Jetzt spielen gärtnerische Erwägungen bei der Pflege praktisch keine Rolle mehr. Entsprechend zugerichtet kommen diese Pflanzungen daher. Wir haben sie da aufgenommen, wo sie in völliger Auflösung begriffen oder quasi schon verschwunden waren (Petasites-Gesellschaft am Tollensesee) oder erst gar nicht zur Entwicklung kamen (Grüne Straße).

Die Ersatzgesellschaften dieser Pflanzungen (oder auch Pflanzungsversuche) waren meist ziemlich bunt, artenreich und häufig auch recht anschaulich, sodass der Verlust auch hier eher als ein Gewinn verbucht werden kann. Allerdings gilt dieser Befund nur für die bereits vergangenen oder nie zur Entwicklung gekommenen Grüngehölzpflanzungen. Das Gros der einst millionenschweren Gehölzpflanzungen hat diese Perspektive erst vor sich und es ist nur schwer vorstellbar, dass die Stadt(gesellschaft) diesen langanhaltenden Prozess der Verwandlung aushalten wird. Noch unwahrscheinlicher ist, dass sie aus den Beispielen im Vorhandenen etwas lernen kann – das setzte Vertrautheit mit den Beispielen voraus, von denen hier die Rede ist, und diese Vertrautheit ist allein schon über die Organisation der Funktionspflege außer Kraft gesetzt.

C) Die städtischen Rasen waren einst das Schmuckstück jeder ordentlichen Grünfläche schlechthin und deshalb aus keinem in die Fläche zielenden Entwurf (besonders auch im Zeilengeschosswohnungsbau) wegzudenken. Mit wenigen Ausnahmen (z.B. im Kulturpark Neubrandenburgs) sind die „Rasen“ von

der Funktionspflege auf besonders dramatische Weise betroffen. Dass ein Rasen gemäht werden muss, gehört heute vielleicht zu den allgemein kommensurablen Anteilen dieses Begriffs, damit hat es sich aber auch schon. Dreimal Mähen scheint eine Kategorie zu sein, auf die man sich in der Funktionspflege verständigt hat, wenn es um den Einsatz von Mähwerkzeugen (nicht nur für „Rasen“) geht. Dabei scheinen die Zeitpunkte der Mahd so beliebig wie das Produkt, das diese Art von Mahd erzeugt. Trotzdem funktioniert der Kern dieses Zeichensystems weiter und ziemlich gut: die wahllosen Pflegeinterventionen signalisieren unabgegolten: dies ist eine Grünfläche, die einer Institution angehört, die darüber entscheidet, was hier geschieht.

Mit dieser Art der Intervention in das Vegetationskleid der Stadt, die wir nur noch der Konvention halber Pflege nennen, wurde zugleich die Differenz zwischen dem vormals gültigen Unterschied zwischen der spontanen und der angebauten Stadtvegetation nivelliert (was im Übrigen mit jeder richtigen Rasengesellschaft bereits angelegt worden ist). Signalisierte das „wilde Grün der Städte“ (HÜLBUSCH 1981/1986a) einst nachlassende Herrschaftsbindung der jeweiligen Institutionen, aber zunehmende Offenheit des Standorts für den Gebrauch und die Nutzung der Stadtbewohner, so ist diese Differenz weitgehend verloren gegangen. Das übers Pflegechaos hergestellte Unkraut (in diesem Fall das Dauco-Melilotion) kann genauso eine Grünfläche sein wie der Rasen, der das immer schon war, oder das Cotoneaster-Beet, das nie etwas anderes sein wollte.

Die Zurücknahme der Pflege verändert die Stadt Neubrandenburg, sie sieht nun vielerorts anders aus. Der „Rasen“ auf dem Datzeberg bleibt jedoch auch dann Grünfläche eines Zeilengeschosswohnungbauquartiers, wenn er die Vegetationsausstattung dysfunktionaler Freiräume trägt.

5 Was das „Schöne“ sei?

> „Im Namen der gesellschaftlichen Zwecke jeglicher Couleur ist der Einzelne immer nur Material und Opfer gewesen. Das Ästhetische dagegen ist jenes Ordnungsprinzip, das einzig auf den Einzelnen baut; in ihm erkennt es den Garanten seines Überlebens: mit ihm“ (JAUSLIN 1990:152).

Bei der Suche nach geeigneten Aufnahmeorten ließen wir uns von unseren Erfahrungen und mitgebrachten Wissen aus Studium und Alltag leiten. Doch gab es darüber hinaus noch eine Kategorie des „Wohlgefallens“, die wohl jeder kennt, und die sich im gleichen Maße, wie sie in unserer Welt präsent ist, der genaueren Bestimmung entzieht. Ein „Wohlgefallen“, das wohl nicht nur wir ganz selbstverständlich (in Ermangelung eines besseren Begriffs) mit dem umschreiben, was man landläufig „schön“ zu nennen pflegt.

„Schau mal, das sieht doch ganz schön aus. Wollen wir hier eine Aufnahme machen?“ Dieser Impuls bei unseren Streifzügen durch die Stadt war wohl das ein oder andere Mal gewichtiger, ausschlaggebender bei der Wahl eines Aufnahmeortes, als uns das lieb sein sollte. Wir wollen uns hier die Mühe machen, diesem Impuls, angelehnt an die Arbeitsweise BERGER & KELLNERS (1984), ein wenig nachzugehen.[2]

Es gab in der Vergangenheit verschiedene Versuche, dem „Schönen“ auf die Schliche zu kommen. Theorien und Schönheitsideale wechselten und veränderten sich mit den verschiedenen Epochen. Fast jeder Versuch, der „Schönheit“ näher zu kommen, verlor sich im Transzendentalen oder den funktionalen Bemühungen, Regeln und Gesetze für „das Schöne“ zu finden. Doch war der Begriff, anders als heute, oft mit Bedeutung beladen. Säkularisierung und Rationalismus räumten diese jedoch ab. Das Wort „schön“ ist heute so weit von diesen Bedeutungen entfernt, dass es in seiner alltäglichen Verwendung tatsächlich nicht mehr bedeutet, als den rein subjektiven Gefallen an einer Sache auszudrücken. Alles kann „schön“ sein, ein Buch, eine Geste, die neuen Turnschuhe. “Was das Schöne aber eigentlich ausmacht, worin sein Wesen und seine Wirklichkeit besteht, wissen wir weder zu sagen noch kümmert es uns sonderlich” (HAUSKELLER 1994:7). Und solange wir uns dessen bewusst sind, braucht es uns tatsächlich nicht zu bekümmern.

---

[2] „Wir wissen, daß im Alltagsleben die Interpretationen von Menschen durch deren Wertvorstellungen geprägt sind. [...] Es geht [...] darum, daß Soziologen, sobald sie ihre wissenschaftliche Untersuchung beginnen, diese Wertvorstellungen soweit wie möglich »ausklammern« - natürlich nicht in dem Sinne, daß sie sie aufgeben oder zu vergessen suchen, sondern vielmehr in dem Sinne, daß sie die Art und Weise kontrollieren, in der diese Wertvorstellungen unter Umständen ihren soziologischen Blick trüben. Wo dieses Ausklammern fehlt, bricht das wissenschaftliche Unternehmen in sich zusammen, und was der Soziologe dann wahrzunehmen glaubt, ist nichts als ein Spiegelbild seiner eigenen Hoffnungen und Befürchtungen, seiner Wünsche, Ressentiments oder anderer psychischer Bedürfnisse; was er dann nicht wahrnimmt, ist etwas, was man sinnvollerweise als soziale Realität bezeichnen kann“ (BERGER & KELLNER 1984:50 f.).

Beiträge zum „Schönen“ gibt es viele, doch wollen wir nicht der gängigen Literatur über das „Schöne“ einen weiteren Text hinzufügen, welcher diesem unfassbar scheinenden Begriff erfolglos hinterherjagt. Wir werden im Folgenden über das Schöne schreiben, ohne etwas über „das Schöne“ zu sagen. Denn jede funktionalistische Suche nach gegenständlichen oder metaphysischen Bedingungen des „Schönen“, jeder Versuch ihm nahezukommen oder es gar verstehen zu wollen, ist der Beginn einer Irrfahrt.[3]

5.1 Der „schöne“ Entwurf

Der mitunter sehr schöne Gegenstand, die spontane Vegetation von Neubrandenburg, hält viele „gute” Gründe bereit, um sich als Freiraum- und Landschaftsplaner mit der (Stadt-)Vegetation zu beschäftigen - ob es z.B. um die Nutzbarkeit städtischer Freiräume, die Lebensbedingungen im Quartier, das Verhalten der Stadtbewohner oder die Qualität der Grünflächenpflege geht (vgl. dazu u. a. HARD 1982:132; HÜLBUSCH 1980). All dies sind wichtige Kriterien, die auch für unsere Arbeit von Bedeutung sind. Das „Schöne“ erscheint dabei eher wie ein unsteter, zufälliger Begleiter. Wer beabsichtigt, sich ihm zu bemächtigen, wird nicht schadlos davonkommen. Das zeigt sich im Besonderen, wo mit dem „Schönen“ geplant werden soll (vgl. u. a. HIRSCHFELD 1779; PULKENAT ET AL. 2016). Es muss schon viel Übermut, wenn nicht gar Größenwahn im Spiel sein, wenn man dies, die vielen vorangegangenen Irrfahrten ignorierend, trotzdem wagt. Der Naturschutz ist vielleicht das einzige Gewerbe in Deutschland mit derlei Allmachtsphantasien. Hat man sich doch, in (fast) vollkommener professioneller Übereinstimmung, der Fahndung nach der „Schönheit“ qua Gesetz verschrieben (vgl. §1 Absatz 1 Satz 3 BNatSchG).

1979 betitelte LUCIUS BURCKHARDT einen immer noch lesenswerten Aufsatz mit der Frage: “Warum ist Landschaft schön?” (BURCKHARDT 1979:33). Doch die Erwartungen des (naiven) Lesers auf eine nun folgende Definition der landschaftlichen „Schönheit“ werden schon mit dem ersten Satz „enttäuscht“. Nicht die Kategorie der „Schönheit“ steht im Mittelpunkt seiner folgenden Überlegungen, sondern der Begriff der Landschaft wird am Beispiel des Seminarortes, Vrien, betrachtet (ebd.:33 ff.). Die „Schönheit“ wird als eine abstrakte Kategorie nicht selbst verhandelt, sondern erscheint als eine zum konkreten Gegenstand dazugehörige. So wird die Frage der eigenen Erfahrung zugänglich und erlaubt es, über sie nachzudenken und sich darüber auszutauschen. Nicht nur rhetorisch gut geschult entgeht BURCKHARDT, indem er die Perspektive der Fragestellung ändert, einer Sackgasse, in die sich die Debatte um das „Schöne“ in der Vergangenheit immer wieder hineinmanövrierte.

[3] „Die Irrfahrt ist in ihrer reinen Form Ausdruck für die Willkür der Gewalten, die Verweigerung der Heimkehr, wie dem Odysseus geschieht, die sinnlose Umtreibung und schließlich der Schiffbruch [...]“ (BLUMENBERG 2014:11).

Wir wollen mit unseren Überlegungen nicht versuchen, der „Schönheit“ auf die Spur zu kommen, um sie später in Plänen und Entwürfen verhaften zu können. Wir glauben, dass an der Frage: „Warum ist dieser oder jener Gegenstand schön?“, nicht die Frage nach der „Schönheit“, sondern, uns Lucius Burckhardt anschließend, nach der Sache selbst die klügere ist.

Als eine funktionale, rationalistische Kategorie lässt sich das „Schöne“ nicht verstehen. Doch es scheint so, dass, wenn wir dicht bei unseren eigenen Erfahrungen bleiben, wir auf dem richtigen Weg sind.

5.2 „Die beste Theorie der Schönheit ist ihre Geschichte. Über diese Geschichte nachdenken heißt untersuchen, wie bestimmte Gemeinschaften mit der Schönheit und ihrem Begriff umgegangen sind“ (SONTAG 2002:27).

Von diesem Gedanken ausgehend scheint es uns ratsam zu sein, um eine Idee davon zu bekommen auf welche Art und Weise über dieses sehr alltägliche Phänomen (die Wahrnehmung schöner Dinge, schöner Gedanken usw.) zu verschiedenen Zeiten philosophiert wurde, selbst einen Blick in die Geschichte zu wagen. Hierbei wollen wir uns nicht anmaßen, nach Vollständigkeit zu streben. Obwohl die „Schönheit“ in unserer Disziplin eine grundlegende, sogar schützenswerte Kategorie ist (vgl. §1 Absatz 1 Satz 3 BNatSchG), wird darüber was diese „Schönheit“ denn überhaupt sei, nicht nachgedacht.[4]

Unsere Auswahl an Autoren und Texten orientiert sich an einer Zusammenstellung von MICHAEL HAUSKELLER (1994). Hauskeller selbst hat in seinem Buch „Was das Schöne sei“ die Texte nach der „ideengeschichtlichen Bedeutung“ (HAUSKELLER 1994:9) ausgewählt, um so einen „möglichst repräsentativen Überblick über die Entwicklung der Schönheitstheorien“ (ebd.:9) zu geben. Wir haben uns darüber hinaus mit weiteren Autoren beschäftigt sowie einige Texte aus Hauskellers Zusammenstellung im Original gelesen.

[4] Uns scheint, dass der Naturschutz es generell nicht so sehr mit dem Nachdenken hat. Denn vor einem ähnlichen Problem standen wir bereits in der Vergangenheit, als wir uns mit ebenso hofierten Begriffen wie *Landschaft*, *Eigenart*, *Vielfalt* beschäftigten.

5.3 Eine kurze Geschichte der „Schönheit“

> „Innerhalb großer geschichtlicher Zeiträume verändert sich mit der gesamten Daseinsweise der menschlichen Kollektiva auch die Art und Weise ihrer Sinneswahrnehmung“ (BENJAMIN 1939:478).

Und mit dieser „Art und Weise der Sinneswahrnehmung“ ändert sich auch die Art und Weise der Wahrnehmung von „Schönheit“. Die Frage nach dem „Schönen“ beschäftigt bis heute die Philosophie, wobei sich die Versuche das „Schöne“ zu bestimmen mit der Zeit und dem philosophischen Denken gewandelt haben. Dabei lassen sich die verschiedenen Theorien in zwei Denklinien aufteilen. Zum einen die seit der Antike bestehende Idee der objektiven „Schönheit“, welche in den Dingen zu finden sei. Wie z. B. bei Platon und Plotin aufgrund der Teilhabe an einer übergeordneten Idee, wie bei Aristoteles aufgrund bestimmter Maß- und Proportionsverhältnisse oder wie im Mittelalter, als Abglanz der göttlichen „Schönheit“. Zum anderen als ein Begriff von „Schönheit“, der in Beziehung zum erkennenden Subjekt steht, mit der Folge, dass sich die „Ästhetik“ als eine eigenständige philosophische Disziplin herausbildete.

Die Geschichte der Menschheit ist reich an verschiedenen Theorien zur „Schönheit“ und oft stehen diese mit der Kunst, im weitesten Sinne (Architektur, Malerei, Musik usw.), in Verbindung. Wir sollten daraus aber nicht folgern, dass Kunst- und Schönheitstheorie zusammenfallen. Weder ist „die Kunst“ für viele Menschen in ihrem Alltag der einzige Erfahrungsort von „Schönheit“, noch ist die Kunsttheorie per se auf das „Schöne“ reduziert, noch auf es angewiesen (ebd.:8).

5.3.1 „Die Schönheit“ in der Antike

Die jüngeren Pythagoreer (5. Jhd. v. Chr.) vertraten die Ansicht, dass „[...] alles Seiende durch Zahl und Maß bestimmt sei“ (HAUSKELLER 1994:11). Die ganze Welt wurde als eine durch die Vernunft erfassbare Ordnungsstruktur verstanden, die daher als „schön“ wahrgenommen wurde. Sie verstanden „Schönheit“ als „eine objektive Eigenschaft der Dinge“ (ebd.:11), die ihren Ausdruck in „harmonia“ und „symmetria“ der Form fand. Unter „harmonia“ wurde eine „gewisse Ordnung und Übereinstimmung der Teile“ (ebd.:11) verstanden, „symmetria“ als „eine gute, maßentsprechende Proportion“ (ebd.:11). Dem gegenüber stellt die Sophistik, als „*alter ego* der Philosophie“ (CASSIN 1996:160), ihre relativistische Theorie der „Schönheit“, welche besagt, dass der einzelne Mensch „das Maß aller Dinge sei“ (HAUSKELLER 1994:12) und somit jeder etwas anderes als „schön“ bezeichnen könne. Der individuelle Geschmack entscheide darüber, was als „schön“ gelte.

5.3.1.1 Platon

Auch wenn diese beiden Theorien in der Geschichte des „Schönen“ immer wieder aufscheinen, hat wohl erst die Philosophie Platons (427–347 v.Chr.), in der er die Ideen seiner Vordenker

zusammendenkt, eine wirklich dauerhafte Wirkung hinterlassen (vgl. SZLEZÁK 1996:212). In dem Dialog „Hippias maior“ spielt Platon, in der Rolle des Sokrates, mit dem Sophisten Hippias die verschiedenen Ansätze zur Begriffsbestimmung des „Schönen“ durch und offenbart, welche Schwierigkeiten so ein Versuch mit sich bringt. Viele der in späteren Versuchen zur Bestimmung des „Schönen“ verwendeten Ideen, wie z. B. „die Harmonie“ der Pythagoreer oder die „Schönheit“ als Licht und Glanz, klingen hier bereits an. Daraus entwickelt sich bei Platon eine Theorie des „Schönen“, die von einer übergeordneten Idee, die alles „Schöne“ verbinde, ausgeht (vgl. HAUSKELLER 1994:13 f.).

> „*Sokrates*: Es ist also etwas Identisches in beiden, was eben macht, daß sie schön sind, dies Gemeinsame, was ihnen beiden gemeinschaftlich zukommt und jeder einzelnen für sich. Denn sonst wären sie nicht beide schön und jede einzeln“ (PLATON nach 399 v. Chr.-a:29).

Er erweitert so den Schönheitsbegriff „[…] ins Transzendente und verläßt dabei den Boden der Tradition“ (HAUSKELLER 1994:14). Diese übergeordnete Idee ist für Platon das Göttliche selbst und die sinnlich wahrnehmbare „Schönheit“ ein Abglanz dessen.

> „Das Göttliche nämlich ist das Schöne, Weise, Gute und was dem ähnlich ist. Hiervon also nährt sich und wächst vornehmlich das Gefieder der Seele […]“ (PLATON nach 399 v. Chr.-b:31).

Der Mensch habe zuvor, nur als körperlose Seele existierend, einmal diese göttliche „Schönheit“ erblickt. Daran werde er nun beim Anblick „schöner“ Dinge erinnert und zugleich ermutigt, diese wahre „Schönheit“ wiederzuerlangen. Dies sei ihm nur möglich durch einen Aufstieg von der „[…] sinnlichen Schönheit […] über die Schönheit der Seelen, die Schönheit eines aufrechten Lebenswandels, die Schönheit des Wissens, bis zu jener unwandelbaren und einen Erkenntnis, der Schau höchsten Schönheit, die zugleich die höchste Wahrheit und die Idee des Guten sei“ (HAUSKELLER 1994:14). Somit wird von Platon nicht nur ein Versuch unternommen, zu bestimmen, was das „Schöne“ eigentlich sei, sondern auch ein (Lebens-)Weg aufgezeigt, an dessen Ende die „wahre Schönheit“ als Ziel erscheint. Die „Schönheit“ wird somit zu einer zentralen Kategorie allen Seins. Da Kunstwerke Platon nur als Abbilder von Abbildern (die an die göttliche „Schönheit“ erinnernden natürlichen Dinge) gelten, sind diese „[…] so weit von der Wahrheit entfernt wie nur möglich“ (ebd.:14). Der Kunst kommt in seiner Philosophie somit kein hoher Stellenwert zu.

5.3.1.2 Aristoteles

Diese Auffassung von „Schönheit“ und Kunst wird bei Aristoteles (384–322 v.Chr.), einem der bekanntesten und begabtesten Schüler Platons, praktisch umgekehrt (RICKEN 1996:227 ff.). Die Kunst sei nach Aristoteles das Medium, in welchem „die Idee“ deutlicher und vollkommener präsent sei als in der Natur. Angelehnt an die Pythagoreer und Sokrates wird die „Schönheit“ zu einer objektiven Eigenschaft der Naturdinge und Kunstwerke erklärt. Ordnung, Ebenmaß, Größe, aber auch ihre Eignung für den angedachten Zweck sind in Aristoteles Philosophie die bestimmenden Eigenschaften

des „Schönen“ (HAUSKELLER 1994:55). Diese Auffassung der Kunst ist für die kommenden Jahrhunderte prägend und die „Schönheit“ verliert ihre zentrale Stellung.

5.3.1.3 Vitruvs Architekturtheorie

Etwa 300 Jahre später, im 1. Jhd. v. Chr., verfasste Vitruv seine Architekturtheorie, mit dem Ziel verbindliche Regeln für das Bauen aufzustellen und den Beruf des Architekten[5] hoffähig zu machen (KNELL 1991:4 ff.). In dieser Zeit wurden Kunst und Literatur in Rom protegiert wie nie zuvor und Vitruv galt die Architektur als höchste der Künste, die alle anderen Künste unter sich vereine (ebd.:6, 20, 29). Angelehnt an die platonische Idee vom stufenweisen Aufstieg hin zur höchsten Erkenntnis, sei die Architektur die Summe verschiedener Disziplinen, der man sich durch ein umfassendes Studium immer weiter nähern könne, doch ohne je alle Disziplinen vollkommen zu beherrschen (ebd.:29). Wichtig für spätere Schönheitstheorien ist hier nun die Einführung verschiedener Begriffe und deren Bedeutungen durch Virtruv. So nimmt der Symmetriebegriff („Symmetria“) in Vitruvs Theorie eine zentrale Stellung ein, aber nicht als Symmetrie im heutigen rationalen, technischen Verständnis. „Symmetria“ beschreibt das ideale Zusammentreffen der einzelnen Teile, z. B. eines Gebäudes oder eines Menschen.[6] Die „Symmetria“ sei zwar Voraussetzung, aber nicht alleinige Bedingung für gelungenes Bauen. Die Formen und Proportionen der einzelnen Teile können zu einer gewissen Anmut führen, die Vitruv als „Eurythmia“ bezeichnet (ebd.:30). Die später in der Renaissance durch Leon Battista Alberti und Andrea Palladio zu zentraler Bedeutung erhobenen Kategorien der „firmitas“ (Festigkeit, Dauerhaftigkeit), „utilitas“ (Zweckmäßigkeit) und „venustas“ (Schönheit, Anmut) treten bei Vitruv noch als Maßgaben auf, die beim Bau zu berücksichtigen seien, aber nicht so ausführlich behandelt werden wie z. B. der Begriff der „Symmetria“ (ebd.:37).

5.3.1.4 Plotins Neuplatonismus

Erst im 3. Jhd. n. Chr., durch die Philosophie Plotins (203/4–269/70 n.Chr.), welcher die Ideen Platons aufgreift, wird die „Schönheit“ wieder eine wichtige Kategorie (HAUSKELLER 1994:56). Nach Plotin geht alles Seiende, alle Vielfalt der Erscheinungen, auf „das Eine“ zurück. Die Welt sei nach Plotin stufenweise durch Ausstrahlung aus diesem Einen, ohne es dadurch zu erschöpfen, entstanden. Dadurch habe alles Sein seinen Grund. Der Welt immanent sei „der Geist“ und die von diesen gedachten „Ideen“, welche sich wiederum in der aus dem Geist hervorgegangenen Weltseele wiederfinden. Aus der Weltseele entstehen weiter die Einzelseelen und abschließend die

[5] Es ist davon auszugehen, dass die von Vitruv verwendeten Bezeichnungen „architectura“ und „architectus“ zu dieser Zeit in Rom nur wenig gebräuchlich und bekannt waren. Ob es zu Vitruvs Zeiten bereits die Architektur als Disziplin mit entsprechenden Schulen und Fachliteratur gab, ist nach Ansicht von KNELL zu bezweifeln (KNELL 1991:4 f.).

[6] Es sei hier an die vor allem durch die Zeichnung Leonardo da Vincis berühmt gewordene Darstellung des vitruvianischen Menschen erinnert.

Körperwelt (ebd.:56). Die formlose Materie sei nach Plotins Lehre die vom „Einen“ am weitesten entfernte Erscheinung. Doch könne auch sie mittels der Seele an „der Idee“ teilhaben und so Form und Sein erhalten. Diese Bewältigung des Stoffes durch die Form sei bei Plotin zugleich das Gradmaß der „Schönheit“ eines Dings. Umso stärker der Stoff durch das Wirken der Seele geformt ist, je mehr er von „der Idee“ durchdrungen ist, desto „schöner“ sei er.

> „Der schöne Körper also entsteht durch Gemeinschaft mit der von den Göttern kommenden Formkraft. Die Erkenntnis dieses Schönen nun vollzieht dasjenige Vermögen der Seele, welches ihm vorgeordnet ist […]“ (PLOTIN:61).

Wie schon bei Platon ist die Philosophie Plotins mit einem Weg zum „wahren Schönen“ hin zur Erkenntnis mit einem stufenweisen Aufstieg verbunden (HAUSKELLER 1994:57). Anders als bei Platon geschieht dies jedoch nicht mittels einer Erkenntnis der objektiven Welt, sondern durch eine Umkehr des Blicks, von außen in das Subjekt hinein.

> „Aber welches ist nun der Weg […]? Wie kann man eine überwältigende Schönheit erschauen, die gleichsam drinnen bleibt im heiligen Tempel und nicht nach außen hinaustritt, daß sie auch ein Ungeweihter sehen könnte? So mache sich denn auf und folge ihr ins Innere wers vermag […]“ (PLOTIN:68).

5.3.2 Christliche Schönheitstheorien im Mittelalter

Der Neuplatonismus Plotins wurde im 4./5. Jhd. n.Chr. von Aurelius Augustinus (354–430) versucht mit der christlichen Lehre in Einklang zu bringen (HAUSKELLER 1994:71). Auch wenn Augustinus nicht alle Ansichten Plotins teilte, übernahm er viele seiner wichtigen Gedanken. Eine weit stärkere Bedeutung für die Wahrnehmung des „Schönen“ hatten allerdings die etwa ein Jahrhundert nach Augustinus erschienenen Werke des Pseudo-Dionysios Areopagita (ebd.:73). Sie hatten einen großen Einfluss auf die mittelalterliche Philosophie und bereiteten die Vorstellung „vom Lichtcharakter des Schönen“ (ebd.:84) vor.

> „Und nun wird eben dieses Gute, Lichte, von den Verfassern der Heiligen Schrift auch das Schöne genannt, als Schönheit bezeichnet, als das Liebste und das Liebenswerteste der Welt gefeiert – und wie immer noch die anderen geziemenden Gottesnamen lauten mögen, welche Schönheit bezeichnen, das Verleihen von Schönheit ausdrücken und deren Quelle preisen, die nur reinste, absoluteste, anmutvollste Schönheit sein kann“ (PSEUDO-DIONYSIOS um 500:77).

Die platonische Ansicht, dass alles auf der Welt durch die Teilhabe an „dem Einen“ miteinander verbunden sei, findet sich auch im Werk des Pseudo-Dionysios wieder. Ebenso der Weg zur Erkenntnis, „zum wahrhaften Sein“ (HAUSKELLER 1994:74), als ein hinwenden der Seele „hoch zum Schönen“ (ebd.:74).

5.3.2.1 „Die Schönheit“ als das sichtbare Licht

Dass die Gedanken des Pseudo-Dionysios Eingang in die Schönheitstheorien des Mittelalters fanden, ist der Übersetzung von Johannes Scotus Eriugenas (9. Jhd.) zu verdanken. Doch wird die „Schönheit“ nun nicht mehr wie ein Licht, sondern „[…] das sichtbare Licht […] [als] Grundlage sinnlich wahrnehmbarer Schönheit […]“ (HAUSKELLER 1994:84) verstanden. Jeder Gegenstand, jedes Ding sei „schön“, da es an dem göttlichen Licht und der göttlichen Farbe teilhabe. Das betreffe auch, aufgrund ihrer Sichtbarkeit, ungeformte Materie, welche allerdings zuvor, ins „rechte“ Licht gerückt werden müsse. Somit könne auch kein künstlicher, vom Menschen geschaffener Gegenstand „schöner“ als ein natürlicher Gegenstand sein. Kunst könne daher nur die „Schönheit“ erzeugen, die bereits in den natürlichen Gegenständen vorhanden sei. Die einzige Aufgabe, die der Kunst nach diesem Verständnis zukomme, sei es den Blick für diese „Schönheit“ zu schärfen und „[…] so die Aufmerksamkeit auf das Wirken des Unsichtbaren im Sichtbaren [zu] lenken […]“ (ebd.:84). Neben dieser metaphysischen, auf das Göttliche bezogenen Kategorie gewinnt auch die Zweckmäßigkeit eines Gegenstandes für die ihm eigene „Schönheit“ wieder an Bedeutung. Im Besonderen hob Thomas von Aquin (1225–1274) hervor, dass die zweckdienliche Einordnung eines Dinges „in konkrete Lebenszusammenhänge“ (ebd.:85) ein für das „Maß der Schönheit“ ebenso wichtiger Aspekt sei wie seine Teilhabe an der göttlichen Idee. Das galt auch für Kunstwerke, die sich zu dieser Zeit noch nicht von ihrer Bestimmung als Gebrauchsgegenstand lösten. Dies geschah erst im 14. Jhd. im direkten Zusammenhang mit dem erwachenden künstlerischen Selbstbewusstsein der bis dato unbekannten, im Hintergrund stehenden arbeitenden Handwerker (ebd.:85).

Mit der beginnenden Gotik, Mitte des 12. Jhd. in Frankreich (LEIXNER 1919:79), strebt die (Bau-)Kunst einer immer weiteren Auflösung alles Stofflichen zugunsten von Form und Licht entgegen. Die Kirchen werden, im Vergleich zur romanischen Architektur, immer filigraner und offener. Dies soll „[…] der universalen Verbreitung des Lichts (und dem Sieg der göttlichen Macht) Ausdruck […]“ verschaffen (HAUSKELLER 1994:85). Zu dieser Zeit wird auch die „Harmonie der Zahlen“ (ebd.:85) und die damit verbundenen Begriffe „Symmetrie“, „Ordnung“ und „Proportion“ wieder bedeutend. So sieht von Aquin die „Schönheit“ in „Unversehrtheit“ oder „Vollendung“, im „gebührenden Maßverhältnis“ oder „der Übereinstimmung“ und in „der Klarheit“ begründet (ebd.:85). Zugleich wird in diesen Begriffen der Grund des „Guten“, des „Wahren“ und des „Einen“ gesehen – das „Schöne“ und das „Gute“ also in gleichen Eigenschaften der Dinge verortet. Doch weist von Aquin auf einen ihm wichtigen Unterschied hin, der später die Grundlage Kants „interessenlosen Wohlgefallens“ sein wird. Seien das „Schöne“ und das „Gute“ zwar dinglich gleich, so müsse man sie begrifflich wohl unterscheiden. Der Mensch, stets bestrebt das „Gute“ in seinen Besitz zu bringen, sei beim „Schönen“ schon durch den bloßen Anblick, durch die Erkenntnis, zufriedengestellt und wahre so eine Art innere Distanz gegenüber dem „Schönen“ (ebd.:86).

5.3.3 Die Naturauffassung des späten Mittelalters und der aufkommende Humanismus

5.3.3.1 Die Besteigung des Mont Ventoux

Die Besteigung des Mont Ventoux in Südfrankreich durch Francesco Petrarca (1304–1374) im 14. Jhd., kann als „Epochenschwelle in der Geschichte der ästhetischen Erfahrung“ (STIERLE 1979) angesehen werden. PETRARCAS (2014) Text unterscheidet sich im Besonderen von den restlichen hier behandelten Überlegungen über das „Schöne“ dadurch, dass es nicht um einen abstrakten Begriff von „Schönheit“, sondern um ein konkretes Ereignis und den damit verbundenen ästhetischen Erfahrungen eines Individuums geht. Doch stehen dieser konkreten Erfahrung, dieser Art und Weise zu sehen und zu fühlen, die dieser Zeit eigenen Konventionen diametral entgegen. In einem Brief an den Professor der Theologie Francesco Dionigi schildert Petrarca den körperlichen wie auch spirituellen Aufstieg bis zum Gipfel des Ventoux. Dort angelangt macht Petrarca „[…] eine Erfahrung von Landschaft als ästhetische Erfahrung […], die alle vorausliegende Landschaftserfahrung übertrifft“ (STEINMANN 2014:61). Er nimmt einen Gegenstand anders wahr, als seine Sinne dazu erzogen wurden (vgl. hierzu ALAIN 1991:31ff.). Und so wendet er sich, noch auf dem Gipfel, nach einem Blick in „das Buch der Bekenntnisse des Ausgustinus“ (PETRARCA 2014:22), was ihn daran erinnert, dass „nichts bewundernswert ist außer der Seele“ (ebd.:23), wieder von den gerade noch bestaunten irdischen Dingen ab und seinem Seelenleben zu.

5.3.3.2 Die Krise der spätmittelalterlichen Naturphilosophie

Was sich bei Petrarca schon andeutete, wird in der nahenden Renaissance zum bestimmenden Moment: der Mensch als selbstständiges Individuum und genauer Beobachter der natürlichen Dinge. Alte Konventionen werden abgeräumt und neue Sehgewohnheiten entwickelt. Die Ausbildung der individuellen Persönlichkeit, durch eine intensive Beschäftigung mit den verschiedenen Künsten und vor allem der überlieferten antiken Kultur, wurde zu einem wichtigen Teil des Alltags (BURCKHARDT 2007:444 ff.).[7] Doch sind die zu dieser Zeit hervorgebrachten Schönheitstheorien nicht nur auf die Rezeption der antiken Philosophen zurückzuführen.

Die Naturauffassung des späten Mittelalters, die sich auf die Tradition der aristotelischen Philosophie stützte, gerät am Übergang zur Renaissance in eine erkenntnistheoretische, sowie strukturelle Krise (KEßLER 1994:16, 23). Für das Naturverständnis des Mittelalters grundlegend war die Auffassung, dass allen Dingen etwas Gemeinsames, aber zugleich etwas nur dem einzelnen, individuellen Gegenstand Innewohnendes angehöre. Teil dieses Naturverständnis ist aber auch eine „dynamische Ordnungsstruktur“, die das Werden und Vergehen der natürlichen Dinge erklären soll (ebd.:19).

[7] Gewiss nicht zum Alltag aller Menschen. BURCKHARDT spricht z.B. von „dem florentinischen Kaufmann“ und seinen Kindern, sowie einigen „wahrhaft Allseitige[n]“, zu denen er z.B. Dante, Leon Batista Alberti und Leonardo da Vinci zählt.

Nach Aristoteles Lehre entstehen einfache Dinge durch „Reduplikation der Form oder Assimilation der Materie an ein bereits bestehendes Kompositum aus Form und Materie“ (ebd.:20). Komplexere Gegenstände, wie Tiere oder Menschen, entstehen hingegen durch eine „von Außen hinzutretende formende Kraft“ (ebd.:21). Diese zweite Erklärung wurde dominant, da sie Raum lässt für einen christlichen Schöpfergott. Doch erstere wurde damit nicht aus der Welt geschafft, da sie der lauter werdenden Forderungen der Wissenschaft nach Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit entsprach (ebd.:22). Dies ist nach KEßLER die Ausgangslage für die verschiedenen Versuche in der Renaissance, zu einem neuen Verständnis von Natur zu gelangen.

5.3.3.3 Eine humanistische Auffassung von Natur

Einen dieser Versuche findet man bei „den Humanisten“, zu denen man auch den bereits genannten Petrarca zählt, der am Ziel seines Aufstiegs der Natur den Rücken kehrte und sich in sein Inneres zurückzog. Doch vollzieht Petrarca nur eine erkenntnistheoretische Abwendung von der Natur, nicht aber eine allumfassende. Die Natur wird von den Humanisten stets in Relation zum Menschen gedacht und von ihnen „[…] das Konzept des Menschen als des auf Wahrheitserkenntnis ausgerichteten *homo sapiens* [ersetzt] durch das des auf die Realisierung des Guten ausgerichteten *homo faber,* und folglich auch die Natur nicht mehr primär als Gegenstand der menschlichen Erkenntnis [verstanden], sondern als Raum und Instrument des menschlichen Handelns“ (KEßLER 1994:25f.). Doch diese Art von Naturverständnis hat auch seine Kehrseite, auf die Mitte des 15. Jhd. Leon Battista Alberti (1404–1472) hingewiesen hat. Dadurch, dass der Mensch sich der Natur, der ganzen Schöpfung zur Befriedigung seiner Bedürfnisse bedient, wird er zu ihrem Gegensatz und von „ihrer Sicherheit und Ordnung“ ausgeschlossen (ebd.:28). Außerdem wird mittels der humanistischen Deutung der Natur in ein „Instrument und Objekt des Handeln“ (ebd.:29) „[…] zwar das Wahrheitskriterium durch das Erfolgs- bzw. Nützlichkeitskriterium ersetzt […]“ (ebd.:29), damit aber nicht das „Erkenntnisproblem“ gelöst, welches zurückkehrt als „[…] Problem der Erkenntnis jener Mittel und Ziele, die innerhalb der natürlichen Ordnung dem Menschen offenstehen“ (ebd.:29).

5.3.3.4 Der Mensch als Gottes Mitarbeiter

Mitte des 15. Jhd. findet sich bei Giannozzo Manetti (1396–1459) ein erster Versuch, den Menschen und sein Handeln wieder mit der Schöpfung in Einklang zu bringen (KEßLER 1994:27). Nach Manetti sei die Natur zwar dem Menschen zu Diensten, aber nicht nur um dessen Bedürfnisse zu befriedigen, sondern in erster Linie, um die von Gott unvollendet gelassene Schöpfung zu vollenden und diese „durch die Errichtung von Häusern, Städten usw.“ zu verschönern. Dabei sei der Mensch Schöpfer, ähnlich wie Gott, aber nicht auf der gleichen Stufe, sondern eher als Gottes Mitarbeiter gedacht, der sein Wirken nachahme (ebd.:27 f.). Dabei komme dem Menschen eine „Weisheit“ zu, die ihn befähige, nach Gottes Ordnung und somit im Einklang mit der Schöpfung zu handeln (ebd.:29 f.).

5.3.3.5 Die „Concinnitas-Theorie“

Ein anderer und nicht nur auf den Glauben an eine alles erklärende und regulierende „Weisheit“ beruhender Versuch mit dem offenen Erkenntnisproblem des Humanismus umzugehen, findet sich in Leon Battista Albertis „Concinnitas-Theorie“. ALBERTI (1991) bezieht sich in seinen Büchern über die Architektur („De re aedificatoria“) als einer der ersten auch kritisch auf das Werk von Vitruv und formuliert darauf aufbauend seine eigene Architektur-Theorie (ALBERTI 1991:39). Zentral dieser Theorie ist der Begriff des „Ebenmaßes“ (concinnitas). Dabei sei die „Concinnitas“ keine objektive Eigenschaft z. B. eines Bauwerks, sondern vielmehr „das vollkommenste und oberste Naturgesetz“ (ebd.:492). Es durchziehe alles Leben, alles Denken des Menschen, die ganze Natur und alles, was diese hervorbringt. Da der menschliche Geist und die Natur somit den gleichen Prinzipien folgen, wird der Mensch immer in Übereinstimmung mit der Schöpfungsordnung der Natur handeln, solange er sich an diesen Prinzipien orientiert (KEßLER 1994:31). Die „Schönheit“ spielt in dieser Theorie keine zentrale Rolle. Sie ist „[…] eine Art Übereinstimmung und ein Zusammenklang der Teile zu einem Ganzen, das nach einer bestimmten Zahl, einer besonderen Beziehung und Anordnung ausgeführt wurde, wie es das Ebenmaß […] fordert“ (ALBERTI 1991:492). „Schön“ sei ein Gegenstand, wenn er als ein Teil der Weltharmonie verwirklicht werde.

5.3.3.6 Der Florentiner Neuplatonismus des Marsillio Ficino

Vorangetrieben durch die vom Fürsten Cosimo di Medici finanziell unterstützten Studien Marsillio Ficinos (1438–1499), kam etwa zur gleichen Zeit das Naturverständnis und der metaphysische Schönheitsbegriff der platonischen und plotinischen Lehre zu einer wiederholten Blüte (HAUSKELLER 1994:86; KEßLER 1994:32). Demnach sei die Natur in einen fünfstufigen Kosmos eingegliedert, wobei die unterste Stufe die unbelebte sowie belebte Materie sei, in der sich die Mannigfaltigkeit ausdrücke, und die oberste Stufe Gott darstelle, in dem sich das Prinzip der Einheit, aus der alle Mannigfaltigkeit hervorgehe, ausdrücke. Aus „dem Einen“ (Gott) gehe alle Vielheit hervor und alle unterschiedlichen Lebewesen und Dinge verweisen wiederum auf die Einheit des Einen. Zwischen diesen Polen brauche es allerdings eine Art Vermittler. Dieser sei die rationale Weltseele, welche sich wiederum aus den vielen rationalen Einzelseelen der Menschen zusammensetze. Der Mensch habe so Teil an der Mannigfaltigkeit als auch an der Einheit und dies befähige ihn, in den Besonderheiten der Einzeldinge stets das Allgemeine zu erkennen (KEßLER 1994:32 f.). „Die Natur selbst in ihrer Mannigfaltigkeit dient daher unter diesem theoretischen Aspekt nicht eigentlich als Gegenstand der Betrachtung, sondern vielmehr lediglich als Anlaß dafür, das Allgemeine zu betrachten und die Rückkehr vom mannigfaltigen Partikularen zum allgemeinen Einen vorzunehmen“ (ebd.:33). Die Welt erscheine so als ein göttliches Kunstwerk und ebenso wie die Natur sei auch der Mensch von dieser Göttlichkeit durchdrungen (HAUSKELLER 1994:86).

Auch wenn der metaphysische Natur- und Schönheitsbegriff des Neuplatonismus hier nochmal aufscheint, entgeht Ficino nicht, dass damit nicht alle Phänomene erklärt werden können. So sieht er in der Tatsache ein Problem, dass zwar alle Dinge vom göttlichen Licht berührt werden, aber daraus resultierend nicht als gleich „schön“ erscheinen. Zu lösen versucht er dieses Problem dadurch, indem er den Dingen eine bestimmte „Eignung“ zuspricht, welche sie unterschiedlich stark für die göttliche „Schönheit“ empfänglich mache. Diese besondere „Eignung“ sieht Ficino bei zusammengesetzten Körpern in einer entsprechenden „Anordnung der Teile“, dem „richtigen Maß“ und der „richtigen Gestaltung“. Bei einfachen Körpern bestehe sie in einer gewissen „Fülle“ und „Reinheit“ (ebd.:87).

> „Worin besteht nun, mit einem Wort, die Schönheit des Körpers? In einer bestimmten Aktualität, Lebhaftigkeit und Anmut, welche im Körper unter dem Einfluss seiner Idee erstrahlt. Dieser Lichtglanz steigt nicht zu der Materie hinab, bevor sie nicht in angemessener Weise zugerichtet ist. Diese Zubereitung vollzieht sich durch drei Faktoren: die Anordnung, das Maß und die Gestaltung. […] Hieraus geht hervor, daß die Schönheit durchaus von der körperlichen Materie unterschieden ist und sich ihr nur mitteilt, wenn sie durch die drei beschriebenen Vorbereitungsarten empfänglich gemacht ist“ (FICINO:99 - 100).

Diese Eigenschaften („Anordnung“, „Maß“ und „Gestaltung“) erinnern stark an Albertis Concinnitas-Theorie und es scheint, dass die Theorien nicht gänzlich unabhängig voneinander entstanden sind.

Ebenfalls neu für eine Philosophie, die sich auf den Pfaden der platonischen Tradition bewegt, ist die von Thomas von Aquin vorbereitet Idee der ästhetischen Distanz. Dabei erweitert Ficino die platonische Erkenntnis, dass „Schönheit“ nicht durch die Sinne, sondern durch den Geist erkannt werde, indem er aus der Beobachtung, dass „Schönheit“ „nur“ durch das Auge und nicht durch die Berührung genossen werde, folgert, dass der „schöne“ Gegenstand nicht als Gegenstand, sondern als Bild für „schön“ empfunden werde (HAUSKELLER 1994:87).

5.3.3.7 „Das Schöne“ als eine rein sinnliche Qualität

Parallel dazu entwickelte sich, ausgehend von Nikolaus von Kues (1401 – 1464), eine Kunsttheorie, nach welcher die genaue Beobachtung der Natur wieder zur Grundlage des künstlerischen Wirkens, von z. B. Leon Battista Alberti oder Leonardo da Vinci, wurde[8] (HAUSKELLER 1994:104). Die Entdeckung der Perspektive führte zu der Annahme, die Natur sei „gesetzmäßig nach mathematischen Prinzipien geordnet und so dem sie erkennenden Geist ähnlich“ (ebd.:104). Darin wurde auch ihre „Schönheit“ gesehen und der Künstler könne diese mathematischen Gesetze, die in der „Übereinstimmung“ (concinnita) und der „Verhältnismäßigkeit“ (proporzionalita) gesehen wurden, so zur Darstellung bringen, dass er zu einer Art „zweiten Schöpfer werde“ (ebd.:104).

Wichtig für unsere Betrachtung der „Schönheit“ ist hierbei nun, dass die Natur damit nicht mehr, wie bei den Humanisten, nur als Raum und Mittel des menschlichen Wirkens gesehen werden kann, sondern auch als Gegenstand der Erkenntnis, indem der Mensch der Natur gegenüber eine kontemplative Haltung einnimmt (KEßLER 1994:31). „Da aber auf eine metaphysische Begründung des Schönen nun ganz verzichtet wird, kann sich das Schöne erstmals von seiner Bindung an das Gute befreien und als sinnliche Qualität behaupten“ (HAUSKELLER 1994:104).

5.3.4 Der Einzug des „guten Geschmacks“

Wie zuvor in der Renaissance zieht auch das Denken im 17. Jhd. keine Trennlinie zwischen Wissenschaft und Kunst. Man versucht die Künste und damit das „Schöne“ nach wissenschaftlichen Prinzipien zu ordnen und zu beschreiben. Nichts sei „schön“ außer das „Wahre“, was bedeutet, dass die möglichst genaue Abbildung der Natur Sinn und Zweck der Kunst sein soll. Neu ist nun, dass diese möglichst getreuen Abbildungen nicht nur auf Übertreibungen oder Verzerrungen verzichten, sondern auch nicht gegen den „guten Geschmack“ verstoßen sollen (HAUSKELLER 1994:105). „Nicht die Natur, wie sie an sich selbst sei, soll also zur Darstellung gebracht werden, sondern die vernünftige, maßvolle, gesellschaftsverträgliche Natur” (ebd.:105). Mit dem aufkommenden Bürgertum hält der „gute, richtige Geschmack“ und eine entsprechende Bildung als Voraussetzung der Wahrnehmung des „Schönen“ Einzug in Theorien und Ideale des „Schönen“.

5.3.4.1 Die Schule von Cambridge

Dieses der Wissenschaft verhaftete Schönheitsideal bestimmte die französischen und deutschen Überlegungen zum „Schönen“ bis zur Mitte des 18. Jhd., blieb aber über die gesamte Zeit nicht unangefochten. Bereits 1687 wehrte sich Dominique Bouhours (1628–1702) gegen die Vorherrschaft des Verstandes und führte die „Freiheit der Phantasie gegen das Ideal der Richtigkeit ins

[8] „Die göttliche Einheit ist wesentlich ein Sich-zeigen. Deshalb wendet sich das Denken der sichtbaren Welt zu. Das Interesse an Kunst, Technik und Alltag, an Medizin und Naturforschung wächst“(FLASCH 1998:42).

Feld“ (HAUSKELLER 1994:105). Noch weiter ging 1719 Jean Baptiste du Bos (1670–1742), der dem Verstand das Gefühl bei der Wahrnehmung des „Schönen“ gegenüberstellte. Den Weg für diese Theorien bereiteten im 17. Jahrhundert die Texte der „Schule von Cambridge“ und die darauf aufbauenden Überlegungen Anthony Ashley Coopers (1671–1713), des dritten Earls of Shaftesbury, vor. Die Schule von Cambridge verschaffte dem Neuplatonismus erneut Bedeutung und strebte eine Vereinbarkeit von Glauben, Vernunft und der Göttlichkeit der Natur an. Shaftesbury brachte schließlich diese Ideen mit den kritischen Ansprüchen der Aufklärung zusammen und dachte das All, die Welt und alle Vielfalt der Natur, angelehnt an die Idee der platonischen Weltseele, als eine geistige und somit göttliche Einheit. Dabei betrachtet er diese Dinge nicht als Gott an sich, sondern als von Gott. Ähnlich dem Neuplatonismus der Renaissance wird nun alles in der Natur als werdendes Kunstwerk begriffen. Doch nicht die Form sei das für die „Schönheit“ und das „Gute“ entscheidende Kriterium, sondern der Prozess der Formung. In diesem Prozess wird für Shaftesbury das Wirken eines Geistes (des Göttlichen) deutlich und der Mensch, als einziges formend tätige Wesen, überrage somit in seiner „Schönheit“ alle Naturformen. Dies wird so als die eigentliche „Schönheit“ des Menschen gesehen, welche allerdings erst durch Arbeit an sich selbst, also „richtige Bildung“, und darüber hinaus durch „schönes Handeln“ erreicht werde (HAUSKELLER 1994:107 f.).

5.3.4.2 Ein „innerer Sinn“ zur Wahrnehmung des „Schönen“

Der Schotte Francis Hutcheson (1694–1747) verteidigte und entwickelte Shaftesburys und du Bos Ideen in zwei Abhandlungen („Untersuchungen über den Ursprung unserer Ideen von Schönheit und Tugend“ 1725) weiter und erklärte, dass das „Schöne“ einzig über das Gefühl erfasst werden könne. Neu und entscheidend ist bei Hutcheson der Verzicht auf alle metaphysischen Voraussetzungen zur Wahrnehmung des „Schönen“, ohne dabei an deren Stelle konkrete objektive Eigenschaften zu setzen. Das „Schöne“ beruhe ganz auf der sinnlichen und somit subjektiven Erfahrung. Das Erkennen von „Schönheit“ sei eine Art der Lustempfindung, die ohne jede Erkenntnis des Gegenstandes und ohne Erwartung eines Nutzens auskomme. Hier sieht Hutcheson eine Parallele zu den äußeren Wahrnehmungssinnen, was ihn dazu führt, auch das Vermögen der Wahrnehmung des „Schönen“ als einen Sinn anzusehen. Da allerdings auch nicht gegenständliche Dinge, wie Handlungen oder Gedanken, als „schön“ bezeichnet werden, empfiehlt Hutcheson diesen Sinn einen „inneren Sinn“ zu nennen (HAUSKELLER 1994:125). Dieser werde aber nicht zufällig von diesem oder jenem Gegenstand angesprochen. Die objektive Verbindung von „Einförmigkeit (*uniformity*) und Mannigfaltigkeit (*variety*)“ (ebd.:126) bei einem Gegenstand sollen diesen „inneren Sinn“ affizieren. Damit löst er sich doch nicht gänzlich von der Vorstellung objektiver und somit von allen Menschen als gleich „schön“ wahrnehmbarer Eigenschaften, spricht allerdings der Erfahrung, der Bildung und dem Stellenwert „vergesellschafteter Ideen“ bei der Wahrnehmung des „Schönen“ eine ebenso wichtige Rolle zu, wobei sich hin und wieder eine bürgerlich elitäre Sicht in Form von Geschmacksurteilen

offenbart. „Daher gefällt Bauern eine schlechte Musik, die niemals eine bessere gehört haben […]“ (HUTCHESON 1725:142).

Hutchesons Lehre von einem „inneren Sinn“ zur Wahrnehmung des „Schönen“ wurde kurz nach der Veröffentlichung aus verschiedenen Lagern kritisiert. George Berkeley (1685–1753), ein englischer Bischof, der aus religiösen Gründen dem Freidenker Hutcheson widersprach, und Denis Diderot (1713–1784), ein französischer Philosoph, verfassten eigenständige Theorien, welche die Wahrnehmung des „Schönen“ erklären sollten. Berkeley inszeniert in seinem Text „Alciphron“ (1732) ein Gespräch zwischen zwei Freidenkern und zwei Verteidigern des Christentums. Die Freidenker, Hutchesons Theorie folgend, werden im Verlauf des Dialogs davon überzeugt, dass, wenn die „Schönheit“ rein sinnlicher Natur sei, diese nur durch die Vernunft erkannt werden könne. Abgeleitet wird dies daraus, dass jeder „Schönheit“ ein Zweck zugrunde liegt, der wiederum nur mittels der Vernunft erfasst werden könne. Das „Schönste“ sei so das Zweckmäßigste. Alles Denken, aller Wille und alle daraus abgeleiteten Zwecke seien am „schönsten“, wenn das Denken und der Wille mit dem Göttlichen übereinstimmen (HAUSKELLER 1994:149 f.). Entgegen dieser rationalistischen und religiösen Argumentation versucht Diderot „den Begriff des Schönen aus der natürlichen Entwicklung des Einzelmenschen herzuleiten“ (ebd.:161). Dabei verortet er das „Schöne“ nicht im Nützlichen oder in objektiven Eigenschaften, sondern in „eine[r] Idee von Beziehungen“ (ebd.:161). Er leitet daraus ab, dass der Mensch neben einem Denkvermögen und den Sinnen mit bestimmten Bedürfnissen geboren werde. Um diese Bedürfnisse zu befriedigen, benötige er Hilfsmittel und je nachdem wie gut diese Hilfsmittel den gewünschten Zweck erfüllen, werde „[…] die praktische Bedeutung von Anordnung, Proportion, Kombination und anderen Beziehungen (rapports) erkannt und schätzen gelernt“ (ebd.:161). Alle Gegenstände, die nun an diese Hilfsmittel und die damit verbundene Wertschätzung erinnern, vermitteln den Menschen eine Idee von Beziehung und werden somit für „schön“ befunden. Anders als Hutcheson will Diderot die Objektivität der „Schönheit“ nicht aufgeben und unterscheidet eine „reale Schönheit“ (die allen Dingen aufgrund der ihnen innewohnenden Beziehungen zukomme) von einer „wahrgenommenen Schönheit“ (die von erkannten Beziehungen abhänge). Dieses „real Schöne“ sei allerdings nur „schön“, insofern die Beziehungen eines Gegenstands von einem Wesen wie dem Menschen wahrgenommen werden könnten. Diderot versucht so den Spagat zwischen einer „Schönheit“, die auf einer objektiven Naturordnung beruht und gleichzeitig „in seiner Bezüglichkeit auf die menschliche Erfahrung begriffen“ (ebd.:162) wird.

5.3.4.3 Das „Erhabene“ und das „Schöne“

Mitte des 18. Jhd. veröffentlichte Edmund Burke (1729–1797) in London seine „Philosophischen Untersuchungen über den Ursprung unserer Vorstellungen vom Erhabenen und Schönen“ (1757), mit denen er vor allem gegen Berkeleys rationalistische Theorie des „Schönen“ argumentieren wollte (HAUSKELLER 1994:179). Als weitere Kategorie der ästhetischen Erfahrung wird hier, neben dem „Schönen“, das „Erhabene“ eingeführt. Dies resultiere für Burke aus den zwei Grundtrieben des Menschen, dem Trieb zur Selbsterhaltung (aus dem die Furcht entspringt) und einem Trieb zur Geselligkeit (die Grundlage der Sympathie). Fühlt man Furcht in einem Moment der Sicherheit, werde eine erleichterte Freude wahrgenommen, die Burke als „Gefühl der Erhabenheit“ beschreibt. Empfindet man Sympathie ohne Begierde, resultiere daraus ein Vergnügen, das als „Gefühl des Schönen“ bezeichnet wird. Dieses „Gefühl des Schönen“ werde weder durch den Intellekt (wie bei Berkeley), noch durch einen „Schönheitssinn“ (vgl. Shaftesbury und Hutcheson) wahrgenommen. Das „Schöne“ sei gleich dem Angenehmen und dessen Qualitäten liegen in der Kleinheit, Glätte, Zartheit und der allmählichen Veränderung. Somit wird die „Schönheit“ bei Burke gänzlich subjektiviert und seine weiteren Ausführungen geben mehr Aufschluss über sein Frauenbild, als sie seine Schönheitstheorie überzeugender erscheinen lassen (ebd.:180).

> „Ich brauche nur wenig über das schöne Geschlecht zu sagen, da mir dort, glaube ich, dieser Punkt gern zugestanden werden wird. Die Schönheit der Frauen ist in beträchtlichem Maße ihrer Schwäche oder Zartheit zuzuschreiben und wird noch durch Schüchternheit erhöht…“ (BURKE 1757:197).

5.3.5 Die Einführung der „Ästhetik“ als eine eigenständige philosophische Disziplin

Etwa zur gleichen Zeit, in der Diderot und Burke ihre Schriften veröffentlichten, erschien in Deutschland Alexander Gottlieb Baumgartens (1714–1762) *Aesthetica* in zwei Bänden (1750 und 1758), womit er den Begriff der „Ästhetik“ einführte (HAUSKELLER 1994:209). Die Ästhetik, als eine Wissenschaft der sinnlichen Erkenntnis, sollte der Logik als Wissenschaft der theoretischen Erkenntnis zur Seite gestellt werden. Nach Baumgarten sei das Ziel dieser Wissenschaft die Vervollkommnung der sinnlichen Erkenntnis. Die „Schönheit“ sei somit Ergebnis dieser und nicht eine Eigenschaft der Dinge oder so etwas wie das Gefühl des Angenehmen (ebd.:209). Zentral sind nicht die Gegenstände der Erkenntnis, sondern, analog zur Logik, die Bedingungen unter denen Wahrheit in Erscheinung treten kann. Indem man „Schönheit“ erschafft oder erfährt, könne man nach Baumgarten „ästhetische Wahrheit“ erlangen, welche wiederum auf eine „transzendente metaphysische Wahrheit bezogen bleibt“ (ebd.:209).

5.3.6 Das „interessenlose Wohlgefallen“

Die von Burke eingeleitet Subjektivierung des Schönheitsbegriffs gipfelt Ende des 18. Jhd. in der Transzendentalphilosophie Immanuel Kants (1724–1804) und seiner „Kritik der Urteilskraft“ (erste Fassung 1790, zweite überarbeitete Fassung 1793) (HAUSKELLER 1994:216). Dort versucht Kant nachzuzeichnen, wie ein Geschmacksurteil zustande kommt und welche Arten von Geschmacksurteilen zu unterscheiden sind (KANT 1790-1799). So differenziert er „das Angenehme“ (z. B. das Vergnügen bei der Wahrnehmung einer Empfindung), „das Schöne“ (das „bloß gefällt“) und „das Gute“ (das als sittlich gut verstanden wird) voneinander. Er greift Baumgartens Idee von einer Ästhetik als einer Wissenschaft der sinnlichen Erkenntnis auf, weist im Vorwort zur „Kritik der Urteilskraft“ aber noch einmal deutlich darauf hin, dass die Wahrnehmung des „Angenehmen“ oder „Guten“ als eines Gefühls nicht als eine solche Wissenschaft verstanden werden darf, da diese rein subjektiv seien (ebd.:199). Dies begründet Kant damit, dass das Urteil über das „Schöne“ einen Anspruch auf Allgemeinheit habe, auch wenn es nur auf das Subjekt und nie auf das Objekt bezogen ist (ebd.:291 ff.). Dieser scheinbare Widerspruch löst sich nach Kant dadurch auf, dass die Beurteilung des „Schönen“ auf Erkenntnissen und nicht auf dem Gefühl von Lust im unmittelbaren Moment der Wahrnehmung beruhe. Das Gefühl der Lust sei privat und damit nicht mitteilbar. Erkenntnisse hingegen schon, auch wenn diese eigentlich auf Begriffe angewiesen sind, welche nach Kant vom Geschmacksurteil ausgeschlossen sind. Er beschreibt dies als „subjektive Allgemeinheit“ (ebd.:288 f.) und folgert: „Schön ist das, was ohne Begriffe allgemein gefällt“ (ebd.:298). Nach Kant findet bei der Beurteilung über „schön“ oder „nicht schön“ in unserem Gemütszustand ein bestimmter Vorgang statt, der die empfundene Lust oder Unlust erst ermögliche. Dies beschreibt er als eine Art freies Spiel der Erkenntniskräfte, die harmonische Übereinstimmung von Einbildungskraft und Verstand. Damit es dazu komme, müsse die Einbildungskraft frei von jeglichem Zwang sein und dabei in einem Gegenstand zufällig jene Form erblicken, welche die Einbildungskraft dem Gegenstand selbst geben würde, um mit der allgemeinen Gesetzmäßigkeit des Verstandes übereinzustimmen. Bei Kant ist das Urteil über das „Schöne“ frei und rein, wenn die Existenz des Gegenstandes keinen Zwang auf das Urteil ausübt (ebd.:302f.). Dadurch, dass in Kants Ästhetik das Subjekt bei der Erfahrung des „Schönen“ sich nur auf sich selbst konzentriert, ist das erste Mal in der Geschichte der „Schönheit“ der Gegenstand frei von jeder Vereinnahmung durch das Subjekt.

5.3.7 „Schönheit“ als Freiheit in der Erscheinung

Friedrich Schiller (1759–1805) knüpfte an die Befreiung des Gegenstandes durch die Bevormundung des Subjekts in Kants Theorie an (HAUSKELLER 1994:252), versucht aber nicht die „Schönheit“ „[…] sinnlich subjektiv (wie Burke u. a.), oder subjektiv rational (wie Kant), oder rational objektiv (wie Baumgarten, Mendelssohn und die ganze Schar der Vollkommenheitsmänner) […]“ zu erklären,

sondern „sinnlich objektiv“ (SCHILLER 1793:254). Diesen objektiven Bestimmungsgrund des „Schönen“ sieht Schiller „als Freiheit in der Erscheinung“ (ebd.:261). Doch begibt er sich mit dieser Annahme in einen Widerspruch zu Kants Philosophie, nach der „Schönheit“ nur in der Anschauung erfahrbar sei, die Freiheit hingegen überhaupt nicht anschaulich in Erscheinung treten könne. Daher tritt die Freiheit nach Schiller auch nur als „Freiheitsähnlichkeit“ (ebd.:260) auf, als eine „Freiheit [,die] dem Objekt von der Vernunft bloß geliehen wird“ (ebd.:260). Damit die praktische Vernunft dem Objekt ihre Form (die Freiheit der Selbstbestimmung) leihe, müsse die Vernunft durch etwas im Gegenstand dazu genötigt werden. Hier versucht Schiller nun ein weiteres Hindernis des transzendentalen Freiheitsbegriffs zu umgehen. Denn die Selbstbestimmung als eine Idee der Vernunft kann in der Natur weder wirklich sein noch in Erscheinung treten (HAUSKELLER 1994:252). Daher können die Form der Freiheit der Vernunft nur negativ, durch die Abwesenheit von jeglicher Fremdbestimmung, gedacht werden. Dies gelinge, wenn man vom Bestimmungsgrund eines Objektes vollkommen abstrahiere und „die Objekte bloß nimmt, wie sie erscheinen“ (SCHILLER 1793:262). „Schön, kann man also sagen, ist eine Form, die keine Erklärung fordert, oder auch eine solche, die sich ohne Begriffe erklärt“ (ebd.:263). Alle äußere Fremdbestimmung ausgeschlossen, würde der Verstand nun veranlasst, nach einem Bestimmungsgrund der Form des Objekts im Objekt selbst zu suchen. Denn: „Frei sein und durch sich selbst bestimmt sein, von innen heraus bestimmt sein, ist eins“ (ebd.:269). Diese Suche nach einem „Voninnenbestimmtsein“ (ebd.:270) muss aber nicht erfolgreich sein. Es sei ausreichend, dass „[…] der Verstand auf eine Regel – unbestimmt welche – geleitet wird […]“ (ebd.:270), ohne diese aber erkennen zu müssen. Nach Schiller sei so ein Gegenstand entweder „kunstmäßig“ oder „technisch“ und es dürfe weder eine äußere Zweckbestimmung noch die Einwirkung physischer Gewalt an diesem zu erkennen sein (ebd.:271 ff.). Ein „schöner“ Gegenstand dürfe also scheinbar nur der Regel folgen, die er sich selbst gegeben hat (ebd.:277). Zu belegen versucht Schiller seine Theorie mit zahlreichen Beispielen. So behauptet er, dass „[…] die Schönheit der Tiere in demselben Verhältnis abnimmt, als sie sich der Masse nähern und bloß der Schwerkraft zu dienen scheinen“ (ebd.:274). Das Maß der Bestimmtheit nehme von außen zu und die Freiheit, die er in höchster Form bei den Vögeln feststellt, nehme ab. Sich selbst immer wieder in rein subjektiven Erklärungen verlierend, scheitert Schiller letztendlich daran, seine Theorie einer sinnlich objektiven Begründung des „Schönen“ zu verteidigen.

5.3.8 *Schönheit* im deutschen Idealismus

Dieses Problem wurde durch Johann Gottlieb Fichte (1762–1814) derart gelöst, dass er die ganze Natur aus einer „ursprünglichen und notwendigen Tathandlung eines intelligiblen Ichs“ (HAUSKELLER 1994:284) ableitete. Fichte wollte erreichen, dass Subjekt und Objekt, damit Geist und Natur, in platonischer Tradition, ihrer Quelle (das übergeordnete Ich) nach, als identisches betrachtet werden, ohne aber eine grundsätzliche Verschiedenheit dieser beiden aufzugeben (ebd.:284). Die Idee des gemeinsamen Ursprungs, aber grundsätzlichen Verschiedenheit von Subjekt und Objekt, brachte Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775–1854) zu seinen philosophischen Überlegungen. Schelling dachte das Subjekt als subjektives Subjekt-Objekt und stellte diesem ein objektives Subjekt-Objekt gegenüber. Dies führte ihn zu der Annahme einer „andauernden Identität“ (ebd.:284) in allen Naturerscheinungen, die es nötig machte, die Freiheit als real in allen Naturdingen enthalten zu denken. Zur Legitimation dieser Idee reichte es aber nicht aus, die Freiheit als real in den Dingen enthalten zu „denken“, sie musste auch tatsächlich anschaubar gemacht werden. Was bei Fichte das „intelligible Ich“ ist, wird bei Schelling zu einer „urbildlichen Natur“, zu einem absoluten, göttlichen Einheitsgrund allen Denkens und Seins. Alle erscheinende Natur sei objektivierter Geist. Das Wesen der Natur sei die Einheit von Begriff (übergeordneter Idee) und Tat (Verwirklichung der Idee in den Dingen). Und die „Schönheit“ eines Dings nehme mit dem steigenden Übereinkommen von diesem Ideal und der Realität, mit der stärkeren Verflechtung von Freiheit und Notwendigkeit, zu. Komme das Besondere in der Natur dem Begriff, den wir davon haben, so nahe, dass sie praktisch übereinander fallen, wird der Begriff im Besonderen ganz anschaubar und offenbare so in der Natur die Wahrheit des Absoluten, die wiederum die höchste „Schönheit“ sei. Dies könne aber in der Natur nur in unvollkommener Weise geschehen, da die Vergänglichkeit, das zeitliche Gebundensein der Natur, es nicht zulasse, dass die natürlichen Dinge die absolute Wahrheit länger als einen Augenblick offenbaren (HAUSKELLER 1994:285). Hier kommt nun in der Philosophie Schellings, der Kunst und mit ihr der Kunstschönheit, eine bedeutende Rolle zu. Denn sie ist es, die das Wahre der Natur aus der zufälligen Augenblicklichkeit lösen und somit aufzeigen könne, wie die Dinge an sich seien. Alle Dinge, die an diesem Wahren (diesen Begriffen) teilhaben, seien „schön“, doch „wahrhaft schön“ seien nur die Begriffe, das Wahre. Dem Künstler komme nun die Aufgabe zu, diese Begriffe, die in der Natur aufscheinen, darzustellen und nicht bloß die Natur nachzuahmen (ebd.:285 f.).

5.3.8.1 Hegels Philosophie der „schönen“ Künste

Die am Anfang von Schellings Überlegungen stehende „Identität“ wird von Georg Friedrich Wilhelm Hegel (1770–1831) umgedeutet und zum Ziel einer dialektischen Selbstentwicklung des absoluten Geistes (HAUSKELLER 1994:303). Auf diesem Weg der Entwicklung findet nach Hegel der absolute Geist, ausgehend von seinem Wirken in der natürlichen Wirklichkeit, zurück zu sich selbst und zwar in der

Objektivation des menschlichen Geistes. Dieser Endpunkt sei nach Hegel seine Philosophie selbst und es verwundert nicht, dass das Bürgertum in dieser Philosophie seinen ihm gemäßen Ausdruck fand (ebd.:303). In seinen Vorlesungen zur Ästhetik macht Hegel gleich zu Beginn deutlich, dass ihm die Kunst über der Natur stehe, damit auch alles „Kunstschöne“ über dem „Naturschönen“ und so nur folgerichtig seine Wissenschaft „Philosophie der schönen Kunst“ heißen müsse (HEGEL 1997:13 f.). Wenn ein Gegenstand selbst, trotz seiner Besonderheit und Verhaftung im Objektiven, den Begriff, unter den wir diesen Gegenstand denken, zur Wirklichkeit bringt, ohne, dass der Begriff sich dabei im Besonderen verliert, dann sei nach Hegel dieser Begriff die allein wahrhafte Wirklichkeit und somit Idee (HEGEL 1997:145ff.). Dieses sinnliche Scheinen der Idee nehme man als „Schönheit“ wahr und diese „Schönheit“, als vollendete Einheit der Idee, bringe in den Objekten und Subjekten die unendliche Freiheit hervor (ebd.:151). Das Subjekt sei sowohl im Theoretischen als auch im Praktischen unfrei aufgrund äußerer Zwänge, durch Äußerlichkeiten hervorgerufene Triebe und Leidenschaften, aber auch „durch den niemals ganz beseitigten Widerstand der Objekte“ (ebd.:154). Auch das Objekt sei in Endlichkeit und Unfreiheit gefangen und die Zuschreibung der Selbstständigkeit nur eine scheinbare, da der Begriff der Freiheit nicht in dem Objekt selbst liege, sondern außerhalb, im Subjekt, zu finden sei. So existiere jedes Objekt nur in seiner Besonderheit und sei der Gewalt und dem Untergang durch andere preisgegeben (ebd.:154). Der „schöne“ Gegenstand hingegen trägt seinen Begriff in sich und lässt ihn erscheinen, verliert somit seine Abhängigkeit vom Subjekt und von anderen Objekten. Das Subjekt hingegen hört auf nur zu betrachten und sich dem Objekt zu unterwerfen. Es wird in der Anschauung des „schönen“ Gegenstandes in sich selbst im „schönen“ Objekt konkret, und zwar indem es die Vereinigung von Begriff und Realität, welche zuvor in den Gedanken des Subjekts und der Realität des Gegenstandes getrennt waren, vollzieht (ebd.:155). Mit der Betrachtung des „Schönen“ trete im Subjekt die Begierde zurück und jegliche Zwecke von Seiten des Ichs werden gegen das Objekt aufgehoben. Das Objekt tritt als Selbstzweck hervor. Daher folgert Hegel: „[…] ist die Betrachtung des Schönen liberaler Art, ein Gewährenlassen der Gegenstände als in sich freier und unendlicher, kein Besitzenwollen und Benutzen derselben als nützlich zu endlichen Bedürfnisse und Absichten […]“ (ebd.:155 f.). Diese zuvor genannte Idee scheine in Naturdingen aber nur in unvollkommener Art auf, noch am ehesten in den Tieren, wo die absichtslos scheinende Einheit der Glieder und Organe die Seele als zusammenbringendes Prinzip zumindest aufscheinen lasse. Doch haben jene kein Bewusstsein, sodass die Seele nicht nach außen dringen könne. Der Mensch hingegen sei sich seiner selbst bewusst und damit nicht nur Einheit seiner Teile an sich, sondern für sich (ebd.:167). Doch sei auch der Mensch in äußere Zwänge gebunden, was das Erscheinen der der Idee gemäßen Freiheit verhindere. Doch hier tritt dem Menschen die Kunst zur Seite, der allein es zukomme, die in dem Menschen wirkende Idee und die damit verbundene Freiheit auch äußerlich in Freiheit zu setzen (ebd.:199 ff.).

> „Dann erst ist das Wahre aus seiner zeitlichen Umgebung, aus seinem Hinaussichverlaufen in die Reihe der Endlichkeiten herausgehoben und hat zugleich eine äußere Erscheinung gewonnen, aus welcher nicht mehr die Dürftigkeit der Natur und Prosa hervorblickt, sondern ein der Wahrheit würdiges Dasein, das nun auch seinerseits in freier Selbstständigkeit dasteht, indem es seine Bestimmung in sich selber hat und sie nicht durch anderes in sich hineingesetzt findet“ (HEGEL 1997:202).

5.3.8.2 Die Welt als Vorstellung und Wille

Von Hegels idealistischer Philosophie sich lösend, begründet Arthur Schopenhauer (1788–1860) seine Metaphysik des Willens auf die Philosophien Kants und Platons. So steht am Anfang seines Werks „Die Welt als Wille und Vorstellung“ die auf Kant zurückgeführte Einsicht: „Die Welt ist meine Vorstellung“ (SCHOPENHAUER 1987:35). Doch im Gegensatz zu Kant, der das Ding hinter diesen Vorstellungen als nichtbestimmbar erklärte, liegt hier für Schopenhauer die Welt des Willens. Alles Objektive in der Natur sei Wille und der Mensch habe einen unmittelbaren Zugang dadurch, dass er in erster Linie Leib und somit auch eine Objektivation des Willens sei (ebd.:163 ff.). Dieser Wille kenne kein Ende, er strebe unendlich. Doch könne dieses Bestreben in der endlichen Existenz des Menschen nicht erfüllt werden, woraus nach Schopenhauer aller Schmerz und alles Leid des Menschen erwachse (SCHOPENHAUER 1977:457 f.). Eine zeitweilige Erlösung sei nur in der Befreiung aus der Herrschaft des Willens zu finden. Dies könne geschehen, wenn die Erkenntnis aufhöre dem Willen zu dienen und so die in den Objekten wirkende Idee rein erkenne. „Nur so entsteht, mit dem reinen Subjekt, das reine Objekt, d.h. die vollkommene Manifestation des im angeschauten Objekt erscheinenden Willens, welchen eben die (Platonische) Idee desselben ist“ (ebd.:459). In diesem Moment der freien Kontemplation über einen Gegenstand nehme man „Schönheit“ wahr. Da in allen Dingen diese Idee stecke, können folglich auch alle Dinge als „schön“ wahrgenommen werden. Der Unterschied in ihrer individuellen „Schönheit“ erwachse aus der Tatsache, dass die Dinge es dem Betrachter unterschiedlich leicht oder schwer machen, sie kontemplativ zu betrachten. So führt er Beispiele von Stillleben an, die Essen darstellen, so den Appetit anregen könnten und es dem Betrachter unmöglich machen, sich von dem Willen loszusagen und der ästhetischen Betrachtung hinzugeben (ebd.:304). Am meisten komme der Mensch, als höchste Objektivation des Willens, selbst dieser Art von Betrachtung entgegen (ebd.:321) und zugleich sei auch er es, im Besonderen der „ächte Künstler“, der die in der Natur nur unvollkommen vorkommende Idee in Vollkommenheit zur Darstellung bringen könne.

> „Dadurch allein haben wir in der That eine Anticipation Dessen, was die Natur (die ja eben der Wille ist, der unser eigenes Wesen ausmacht) darzustellen sich bemüht; welche Anticipation im ächten Genius von dem Grade der Besonnenheit begleitet ist, daß er, indem er im einzelnen Dinge dessen Idee erkennt, gleichsam die Natur auf halbem Worte versteht und nun rein ausspricht, was sie nur stammelt, daß er die Schönheit der Form, welche ihr in tausend Versuchen mißlingt, dem harten Marmor aufdrückt, sie der Natur gegenüberstellt, ihr gleichsam zurufend: ‚Das war es, was du sagen wolltest!'… " (SCHOPENHAUER 1987:323).

5.3.8.3 Die „Schönheit" als reines Geschmacksurteil und Zeichen der individuellen Stärke oder Schwäche

Entschieden gegen Schopenhauers „Welt als Vorstellung und Wille" und die damit verknüpfte Auffassung von „Schönheit" als Moment der Abkehr vom Willen positionierte sich Friedrich Nietzsche (1844–1900) mit seinen Überlegungen und einer deutlichen Willens*bejahung* (HAUSKELLER 1994:371; NIETZSCHE 1889:125). „Schön" sei nach Nietzsche nichts an sich, sondern alle „Schönheit" nur ein Reflex des betrachtenden Subjekts und dem in ihm wirkenden Selbsterhaltungstrieb und Machtgefühl. So kann der Mensch auch nur sich selbst als das „Schönste" wahrnehmen, da seine „Gattungs-Eitelkeit" (der sich darin ausdrückende Selbsterhaltungstrieb) ihn dazu zwinge. Doch sei dieses Werturteil höchstens aus der Perspektive des Menschen gültig. Wie die Menschen „in den Augen eines höheren Geschmacksrichters" erscheinen, sei uns unzugänglich (NIETZSCHE 1889:123 f.). Auch „hässliche" Dinge können als „schön" wahrgenommen werden, denn man solle das „Schöne" nicht nur im „Moralisch-Guten" suchen, sondern auch „einen bösen Menschen als eine wilde Landschaft" genießen dürfen (NIETZSCHE 1881:280 f.). Obwohl das Urteil über das „Schöne" somit vollkommen subjektiviert wurde, finden sich weitere Aussagen in Nietzsches Texten, die einen Anspruch auf Objektivität geltend machen wollen. Die „Schönheit" einer „Rasse oder Familie" sei das Ergebnis „der accumulierten Arbeit von Geschlechtern" (NIETZSCHE 1889:148). Der Umgang mit den richtigen Leuten, die sich „nicht gehen lassen", die Arbeit an der „richtigen" Gebärde, die Diät usw. seien der Grund für die „Schönheit" entsprechender Menschen.

> „Es ist entscheidend über das Loos vom Volk und Menschheit, dass man die Cultur an der rechten Stelle beginnt – nicht an der „Seele" (wie es der verhängnisvolle Aberglaube der Priester und Halb-Priester war): die rechte Stelle ist der Leib […]" (NIETZSCHE 1889:149).

5.3.9 Die Verabschiedung des „Naturschönen"

Schon zu Zeiten Hegels sah sich die Kunsttheorie zunehmend genötigt neben dem „Schönen" auch das Phänomen des „Hässlichen" zu behandeln und ihm einen Platz in der Reihe möglicher ästhetischer Erfahrungen zu geben[9]. Diese Entwicklung, im Widerspruch zu der idealistischen Überhöhung des „Kunstschönen" und damit einhergehenden Abwertung des „Naturschönen" stehend, führte dazu,

[9] Siehe z.B. Karl Rosenkranz „Ästhetik des Häßlichen" (1853). Weitere Möglichkeiten ästhetischer Erfahrung z.B. „das Erhabene" bei Burke.

dass das „Schöne“ schließlich nicht mehr im Kunstwerk verortet werden konnte, sondern weiter zurückgedrängt wurde in die künstlerische Tätigkeit selbst (HAUSKELLER 1994:382). Seinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit verlor das „Schöne“ dann mit Nietzsches Begriff des „Schönen“ als „individuelle Eigenschaft des Subjekts“. Durch diese Subjektivierung praktisch schon bar jeglicher Bestimmbarkeit, bereitete Benedetto Croce (1866–1952) den finalen Sturz des „Schönen“ in die Bedeutungslosigkeit für die philosophische Debatte vor, indem er auch noch die bereits wankende, idealistische Beschreibung des „Schönen“ als die künstlerische Tätigkeit abräumte (ebd.:382).

Ebenso wie für Hegel ist für Croce die „Ästhetik“ Kunstwissenschaft. Doch treibt Croce die bei Hegel eingeleitete Abwertung des „Naturschönen“ so weit, dass nach ihm der Natur überhaupt keine „Schönheit“ mehr zukomme. Da die „Schönheit“ nichts mit der Beschaffenheit der Dinge zu tun habe, könne „Schönheit“ nur in der Kunst, und zwar genauer in der ästhetischen Auffassung, der Produktion und der ästhetischen Darstellung, der Reproduktion, anzutreffen sein (CROCE 1902:384). Demnach seien Gegenstände nur „Reizmittel zur Erzeugung von Schönheit“ (ebd.:385). Dabei komme es auf die Perspektive an, die man gegenüber einem Objekt einnimmt. So nehme der wissenschaftlich interessierte Botaniker eine Pflanze nicht als „schön“ wahr, erst der künstlerische Blick, losgelöst von jeglichem Zwang, könne diese Pflanze in der Vorstellung als „schön“ erscheinen lassen. Damit könne jedes Ding einmal ausdrucksvoll sein oder auch nicht, ganz abhängig davon, ob etwas die ästhetische Einbildungskraft im Künstler bewege.

5.3.10 Das „Schöne“ als Wiederschein einer vergangenen Welt

Erst Theodor W. Adorno (1903–1969) rückte das „Naturschöne“ wieder in den Fokus der Debatte um das Ästhetische. Kunst drohe „[…] zur bloßen Affirmation gesellschaftlicher Wirklichkeit zu verkommen […]“ und „[…] zum bloßen Anhang des materiellen Produktionsprozesses […]“ zu werden (HAUSKELLER 1994:394). Um dies zu verhindern, müsse sich die Kunst nach Adorno wieder auf das „Naturschöne“, nicht die Natur selbst, sondern die „Unbestimmbarkeit des Naturschönen“ (ebd.:394), zurückbesinnen. Diese „Unbestimmbarkeit“ scheine aus der Natur aber erst auf, nachdem sich der Mensch ihrer bemächtigt und somit die Natur ihre Unmittelbarkeit verloren habe. So scheine dann aus dem Verlust der Unmittelbarkeit das „Schöne“ als flüchtiger Moment, als Spur die auf etwas Vergangenes verweist, auf. Somit könne in der Natur für einen Augenblick alles „schön“ werden, was die Nennung von Kriterien für das „Schöne“ unmöglich mache. Würde die Kunst versuchen diese Unmittelbarkeit nachzustellen, würde sie diese nur verfälschen. Vielmehr solle sie sich auf die grundsätzliche Unbestimmbarkeit des „Naturschönen“ beziehen (ebd.:394 f.).

5.4 Das Traumbuch des Wachenden (BENJAMIN 1929)

Beim flüchtigen Lesen scheint die Geschichte der „Schönheit“ nur mehr ein Hin- und Herpendeln zwischen verschiedenen Theorien zu sein. Alte Bedeutungen kehren wieder, werden abgeräumt, kehren wieder. Der Fortschritt als eine stete Pendelbewegung. Doch würden wir mit der Metapher des Pendels der Geschichte der „Schönheit“ nicht gerecht werden. Auch wenn die zwei eingangs genannten Ideenstränge unverkennbar hervortreten und immer wieder auftauchen[10], so werden doch auch die Veränderungen und Entwicklungen in den Theorien, die in diesen Traditionen stehen, deutlich.

Platon griff das „Schöne“ als ein philosophisches Problem auf und sah eine „übergeordnete Idee“ als Ursache der im einzelnen Objekt verhafteten „Schönheit“. Mit seinem Schüler Aristoteles tritt die Kunst als das Medium, welches „die Idee“ in den Dingen anschaulich macht, der „Schönheit“ zur Seite. In der Folge verbinden sich diese Philosophien mit der christlichen Lehre und die übergeordnete Idee wird ersetzt durch einen christlichen Schöpfergott. Gerade die größeren Brüche, wie z. B. am Ausgang des Mittelalters und der folgenden Renaissance, welche die Säkularisierung des Schönheitsbegriffs einläuteten, oder Baumgartens „Ästhetik“, welche als eine Wahrnehmungstheorie das „Schöne“ rein im Subjekt verortete, zeigen auf, wie sehr Veränderungen in der Gesellschaft auch die Theorien über das „Schöne“ verändern und weiterentwickeln. Mit den unterschiedlichen Theorien zum „Schönen“ wechselte auch der Stellenwert der Kunst. Sahen die einen die Kunst als bar jeglicher „Schönheit“, war sie für andere der Ort der „wahren, reinen Schönheit“ und das Medium, was allein die göttliche Idee in den unvollkommenen irdischen Dingen darzustellen in der Lage sei.

Gemein ist dabei diesen Theorien, dass sie, bezogen auf das Schöne, für uns nichts klären. Wie Lucius Burckhardt mit seinem Versuch, eine kollektive Einheit als Erklärung des Landschaftsbegriffs zu setzen, scheitern die meisten Theoretiker und Liebhaber des „Schönen“ an einem grundsätzlichen Missverständnis des Schönheitsbegriffs. Nicht auf das Kollektiv, eine von allen Individuen einer Gesellschaft geteilte Einstellung bezüglich des „guten“ und „richtigen“ Geschmacks, nicht auf allgemeingültige Regeln und Gesetze, ist das Schöne zurückzuführen, sondern es verweist allegorisch auf einen Fundus individueller Bilder und Erfahrungen, ähnlich dem „ägyptische[n] Traumbuch des Wachenden“ in Walter BENJAMINS Beschreibungen des Flaneurs (1929:198).

[10] „Zum einen die seit der Antike bestehende Idee der objektiven *Schönheit*, welche in den Dingen zu finden sei. Wie z.B. bei Platon und Plotin aufgrund der Teilhabe an einer übergeordneten Idee, wie bei Aristoteles aufgrund bestimmter Maß- und Proportionsverhältnisse oder wie im Mittelalter, als Abglanz der göttlichen Schönheit. Zum anderen als ein Begriff von *Schönheit* der in Beziehung zum erkennenden Subjekt steht, mit der Folge, dass sich die *Ästhetik* als eine eigenständige philosophische Disziplin herausbildete.“ (Kapitel 5.3)

5.4.1 Der Auftritt des „Ästhetischen“

Diesem Fundus zugehörig ist auch die der Einbildungskraft Benjamins Flaneurs entspringende Geschichte, welche er den Dingen, den geschichtenhaltigen Details, denen er auf seinen Streifzügen durch Paris nachspürt, erzählt. Diese Geschichte, nicht verstanden als „eine Einsicht in historische Zusammenhänge“ (JAUSLIN 1990:142), ist das Wiederfinden „der Unschuld des ersten Blickes […] dem das Alltägliche ästhetisches Zeichen ist“ (ebd.:142).

„Das Ästhetische“ versteht Kurt Jauslin weder als eine reine Wahrnehmungstheorie noch als Begriff von „Schönheit“, der den bürgerlichen Schönheitstheorien verwandt ist. Nicht die Suche nach dem „Schönen“ oder dem „guten“ Geschmack – „was auch immer man darunter verstehen mag“ (ebd.:127) – steht im Zentrum von Jauslins Überlegungen, sondern eine ästhetische Theorie, der es nicht um Herrschaft und Unterdrückung des Einzelnen geht, sondern die „einzig auf den Einzelnen baut“ (ebd.:152).

Wenn wir etwas als schön empfinden und davon abgeleitet ein Urteil fällen, reflektieren wir auch stets über die möglichen Urteile anderer Menschen, über das, was wir gemeinhin als „den Geschmack“ bezeichnen. Dies ist absolut notwendig, da wir Menschen sind und als solche nur innerhalb einer Gemeinschaft, der Gesellschaft von Menschen, existieren können. Wir agieren stets als Mitglied dieser Gemeinschaft, auch wenn es um etwas so individuelles und privates wie den eigenen Geschmack, unser Urteil darüber, was schön sei oder was nicht, geht (ARENDT 1985:50 ff.). Auch wenn sich sprichwörtlich über den Geschmack nicht streiten lässt und damit jegliche Auseinandersetzung diesbezüglich bereits im ersten Moment zum Scheitern verurteilt zu sein scheint, so ist doch gerade dieses „nichtsubjektive Element bei den nichtobjektiven Sinnen“ (ebd.:53 f.) für unser soziales Zusammenleben wie auch für unser Selbstverständnis als Individuum von überaus großer Bedeutung.

5.4.2 Das Ästhetische als das „menschliche Maß“ (JAUSLIN 1990:173)

Damit wird deutlich, dass das Schöne (= das Ästhetische) zuerst nur von dem Individuum und seinen individuellen Erfahrungen her gedacht und erst in seiner Wechselwirkung mit anderen Individuen und deren individuellen Erfahrungen auf gesellschaftlicher Ebene betrachtet werden kann. Wird aber das „Schöne“ als eine vermeintlich gesellschaftliche Konstruktion dem Individuum übergestülpt, verkommt es zu einer Form herrschaftlicher Gewalt, die stets bestrebt ist den Einzelnen (mit seinen Erfahrungen, seiner Geschichte, seinen Wünschen) in einem Meer einer abstrakten und gleichgeschalteten Masse untergehen zu lassen. Das Ästhetische ist aber seinem Wesen nach keine herrschaftliche Kategorie. Doch mit der Säkularisierung ehemals auf den Schein gegründeter Ästhetischer Theorien (wie der Concinnitas und den vitruvianischen Kategorien, denen die Schönheit nicht mehr als der Topos des Gelingens war), dem Siegeszug der rationalen Wissenschaften und der

fortschreitenden Ökonomisierung unserer Welt wurde das „Schöne“ immer mehr Produkt von „Mode und Geschmacksdiktaten, also tatsächlich von Herrschaft“ und somit „dem ästhetischen Diskurs suspekt“ (JAUSLIN 1990:153). „Schönheit“ dient heute nicht mehr dazu Wirklichkeit zu beschreiben, sondern Wirklichkeit herzustellen und ist somit dem Ästhetischen, was Jauslin beschreibt, vollkommen fremd. Damit ist es aber nicht aus der Welt, doch es baut auf einen Begriff von Schönheit, der nur mehr in den Vorstellungen, in der „isolierten Einbildungskraft“ (ebd.:157) der Menschen vorhanden ist.

Sich mitlaufende ästhetische Erfahrungen und Einstellungen bewusst (und somit kommunizierbar) zu machen, muss die Grundlage aller planerischen Überlegungen und daraus abgeleiteten Handlungen sein und kann einen davor bewahren, die eigenen ästhetischen Vorlieben, den eigenen Geschmack, anderen Menschen gewaltsam aufzunötigen. Nicht das „Schöne“ sollte als Leitgedanken einer Planung vorangestellt, sondern anderen Überlegungen Raum und damit Bedeutung gegeben werden. Der Alltag der Menschen oder die Vegetation kann dafür eine wegweisende Spur sein.

5.4.3 Eine schöne Geschichte

Das von uns eingangs notdürftig als „schön“ beschriebene Wohlgefallen beim Finden einer passenden Aufnahmefläche verweist auf etwas, was nicht die Schönheit selbst ist. Es stellt sich als das in der Concinnitas-Theorie beschriebene Moment des Gelingens heraus: „[…] sofern die Idee real geworden ist, muß das Ergebnis auch schön sein“ (ebd.:109). Die „Schönheit“ spielte bei den vorangegangenen Überlegungen zu unserer Arbeit keine tragende Rolle. Doch unser Vorhaben, Aufnahmeorte mit spontaner Vegetation in Neubrandenburg zu finden, war die Idee, welche sich z.B. beim Anblick einer Dauco-Melilotion Gesellschaft in der Wirklichkeit realisierte. Es geht also um unsere Vorstellungen, unsere Erfahrungen mit den Pflanzengesellschaften der spontanen Vegetation und nicht um deren „Schönheit“. Doch gab es darüber hinaus noch ein etwas anderes Moment des Wohlgefallens. An einigen Orten stellten wir fest, dass die vorgefundene Vegetation nicht nur zu unserem Vorhaben passte, sondern dass sich hier anscheinend andere Menschen ebenfalls mit der spontanen Vegetation beschäftigt und so bewusst oder unbewusst ihre Spuren hinterlassen haben.

Abbildung 5: Ein Echio Verbascetum zwischen Auffahrt und Zaun, das uns buntblühend entgegenleuchtet, nicht gedankenlos weggepflegt wurde und der sommerlichen Hitze widersteht.

Natürlich ist unsere Annahme, dass hier bewusst mit der spontanen Vegetation gegärtnert wurde, sehr von unseren eigenen Vorstellungen und Wünschen geprägt. Es ist nicht die „Schönheit“ der Farben und Formen der Pflanzen, nicht der Kontrast zum vermeintlich „hässlichen“ Braun und Grau der Umgebung. Es ist die Geschichte, die wir zu diesem Echio-Verbascetum erzählen, die schön ist.

Diese Beobachtungen verweisen auf zweierlei. Zum einen ist unser heutiger Begriff von „Schönheit“ anscheinend gänzlich untauglich (oder zumindest so ungeeignet, dass sich vieles in uns gegen seine Verwendung sträubt), um diese Art von ästhetischen Ereignissen zu beschreiben. Zum anderen scheint es überhaupt keine Begriffe zu geben, die (allen zugänglich und verständlich) diese Phänomene adäquat beschreiben könnten. Frühere Bedeutungen des „Schönen“ sind uns kaum oder überhaupt nicht mehr zugänglich. Doch ist damit das von Jauslin beschriebene Ästhetische nicht aus der Welt. Nur fehlt uns die Sprache, um es zu beschreiben und oft die Erfahrung, um es anders als funktional wahrzunehmen.

6 Ein „gedankliches“ Abenteuer

Wenn wir Vegetationsaufnahmen anfertigen, dann beschreiben wir die vorgefundene Vegetation nach den Regeln der Kunst in einem von uns sorgfältig ausgewählten Bereich. Für die Qualität dieser Beschreibung ist es wichtig, dass wir die Regeln beherrschen und nicht die Regeln uns. Einen Sinn bekommen diese Beschreibungen dadurch, dass wir ihnen eine Geschichte hinzufügen. Diese Geschichten speisen sich unter anderem aus der Systematik der Pflanzengesellschaften, der professionellen Seite unserer Arbeit, und aus Annahmen (z.B. dass uns ein Trampelpfad als Weg dient oder spontane Vegetation einen aneigenbaren Freiraum markiert usw.), die wir mit diesen Pflanzengesellschaften in Übereinstimmung bringen, der alltäglichen Seite unserer Arbeit. Solche Annahmen gründen auf Erfahrungen, die wir entweder selbst gemacht haben oder die uns mitgeteilt und weitergegeben wurden, der vorgeleisteten Arbeit. Beides, die Systematik der Pflanzengesellschaften, sowie dieses Erfahrungswissen, sind einer ständigen Prüfung unterworfen.

Gehen wir durch eine der typischen städtischen Parkanlagen, dann wissen wir heute, dass wir den dortigen Rasen betreten dürfen.[11] Wir wissen, dass wir uns hier niederlassen, picknicken oder spielen können und unbewusst ist uns klar, dass die dortige Vegetation all diese verschiedenen Aktivitäten zulässt und aushält. Ändert sich nun aber der Gegenstand, der für das Zeichensystem „Rasen“ mit all seinen Bedeutungen steht (z.B. wenn das Festuco-Crepidetum ersetzt wird durch ein Dauco-Melilotion), dann wird dieses Erfahrungswissen irritiert. Die Möglichkeiten des bisherigen Gebrauchs erscheinen eingeschränkt oder gänzlich verabschiedet. Veränderungen im „sozialen Raum“ müssen durch den „physischen Raum“ hindurchgearbeitet werden, wie Veränderungen des „physischen Raums“ unmittelbar verändernd auf den „sozialen Raum“ wirken (BOURDIEU 1991).

Diese Art von Änderungen finden in der Regel während eines langen Zeitraums statt und oft ist dieser Zeitraum so lang, dass eine Menschengeneration kaum diese Veränderungen bemerken wird. Nur selten fegen sie wie ein heftiger Orkan über das Land, der alles umwirft und das Gewesene auf den Kopf stellt. Oft geht es viel subtiler und ruhiger zu und man muss ein guter Beobachter sein, um den Wandel zu bemerken.

Neben die Schwierigkeiten, welche die zeitliche Dimension mit sich bringt, treten noch weitere, welche weder in der Zeit noch in den Dingen selbst, sondern in unserem Denken ihre Ursache haben und auch den besten Beobachter blind erscheinen lassen.

LEFEBVRE (2014) versucht dieses Phänomen mit dem Begriff des „Blindfelds“ zu beschreiben. Das Blindfeld, analog dem blinden Fleck in unserem Auge, der „Mittelpunkt und gleichzeitig Negation des

[11] Dass das nicht immer so war und auch noch lange nicht überall so ist, zeigen uns z.B. die kleinen Schilder mit der Aufschrift „Betreten der Rasen verboten!“, welche im Besonderen auf den repräsentativen Rasen zu finden sind.

Gesichtssinnes“ (ebd.:35) ist, ist eine Metapher und zugleich ein Teil der uns umgebenden Wirklichkeit. Wir versuchen ein neues Phänomen mit Augen zu sehen, welche von der Praxis und Theorie des Phänomens geprägt wurden, welches dem nun zu betrachtenden Phänomen vorangegangen ist. Und auch die Begriffe, die wir auf solche Art Neues anzuwenden versuchen, unterliegen dieser Beschränkung.

Die „Leerstelle“, die wir im zweiten Kapitel beschreiben, ist das, was im toten Winkel unserer Aufmerksamkeit liegt und es erfordert mehr als einen flüchtigen Blick über die Schulter, um es ins Blickfeld zu rücken. Das bedeutet nicht, dass es sich dabei um etwas Unsichtbares handelt, was aufgehellt und damit sichtbar gemacht werden kann. Den „Rasen“ auf dem Datzeberg haben wir gesehen, wir haben ihn betreten, berührt, er war und ist tatsächlich dort. Und selbstverständlich ist er es nicht. Sowohl die vorgefundene Pflanzengesellschaft als auch die Art und Weise, wie diese hergestellt wird, verlangen eine andere Interpretation.

Doch Vorsicht sei geboten, jede Dogmatisierung des zuhandenen Wissens, jede Ideologisierung würde die „Blindheit“ noch verstärken. Die bekannten Begriffe und damit verknüpften Bedeutungen, auf professioneller wie auf alltäglicher Ebene, verlieren damit jedoch nicht ihre Gültigkeit - sie sind Vorrausetzung für das Überschreiten und Neudenken dessen, was sie bisher bestimmt haben.

Die Erkundung des „Blindfelds“ erfordert eine gewisse Abenteuerlust am Denken, die Bereitschaft, die gewohnten Pfade zu verlassen und sich auf etwas einzulassen, dessen Ausgang ungewiss ist. Die damit verbundenen Anstrengungen, die uns bei den Überlegungen zur „Pflege“, den „gepflegten Grünflächen“ und dem „Schönen“ begegnen, sind jedoch nicht Grund zur Verzweiflung, verdammen uns nicht dazu „blind“ zu bleiben. Vielmehr bieten sie Anlass zum Weiterdenken, nach neuen Wegen zu suchen. Die wenigsten Abenteuer enden an den ersten Hindernissen. Vorschläge, wie man mit den entstehenden „Leerstellen“ umgehen könnte, sind gemacht, Funktionalismus und Rationalismus nicht die einzigen Wegweiser am Wegesrand.

> „Aber diese Felder, sie sind Felder: sie bieten sich der Erforschung an. Sie warten, sind Virtualität für die Erkenntnis und Möglichkeit für die Tat. […] Auf der einen Seite tut sich der Forschung ein Weg auf; auf der anderen Seite muß eine Mauer durchbrochen werden, gegen ein Geheiligtes muß verstoßen werden“ (LEFEBVRE 2014:37-38).

Literaturverzeichnis

ALAIN 1991: 81 Kapitel über den menschlichen Geist und die Leidenschaften. Junius Verlag, Hamburg.

ALBERTI, L. B. 1991: Zehn Bücher über die Baukunst. Ins Deutsche übertragen, eingeleitet und mit Anmerkungen und Zeichnungen versehen durch Max Theuer. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt.

ALBERTSHAUSER, E. M. 1980: Wildpflanzenverwendung in öffentlichen Grünanlagen. Das Gartenamt Heft 11, 704-705.

ANDRITZKY, M. & SPITZER, K. (Hrsg.)(1986): Grün in der Stadt. Von oben, von selbst, für alle, von allen. Rohwolt Taschenbuch Verlag, Hamburg.

ANHUT, T. & ET AL. 2000: Neubrandenburger Pflegefälle. Projektarbeit zur Freiraumpflege. Hochschule Neubrandenburg.

APPEL, A. & ET AL. 1990: Ob Öko-, Deko-, Psycho-, ... Hauptsache Grün. Projektarbeit, Fachbereich 13 Stadt- und Landschaftsplanung Gesamthochschule Kassel, Kassel.

ARENDT, H. 1985: Urteilskraft und Geschmackssinn. In: H. Bohnet & K. Stadler (Hrsg.)(2017): Denken ohne Geländer - Texte und Briefe. Piper Verlag GmbH, München.

AUTORINNEN 2010: Kompaktseminar "Ein Stück Stadt-Landschaft sehen, vergleichen, beschreiben, verstehen." Zum Beispiel: Dresden. In: Landschafts- und Freiraumplanung Neubrandenburg e.V. (Hrsg.)(2010): Neubrandenburger landeskundige Skizzen 10. Neubrandenburg: 163 S.

BARTUNG, L. 1987: Ein alter Hut: die bio-ökologische Stadtgrünpflege. Eine freiraumplanerische und vegetationskundliche Erwiderung auf E. M. Albertshauser. In: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation (Hrsg.)(1987): Notizbuch 5 der Kasseler Schule. Kassel.

BELLIN, F., LUDWIG, L. & LÜHRS, H. 2005: Hochstaudenfluren - Onopordetalia/ Artemisietalia. In: Landschafts- und Freiraumplanung Neubrandenburg e.V. (Hrsg.)(2005): Neubrandenburger landeskundige Skizzen 6. Neubrandenburger Pflanzengesellschaften. Neubrandenburg: 73-79.

BENJAMIN, W. 1929 Die Wiederkehr des Flaneurs. In: R. Tiedemann & H. Schweppenhäuser (Hrsg.)(1991): Walter Benjamin. Gesammelte Schriften; Band 3 - Kritiken und Rezensionen. 1. Aufl., Suhrkamp, Frankfurt am Main: 194-198.

BENJAMIN, W. 1939: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Dritte Fassung. In: R. Tiedemann & H. Schweppenhäuser (Hrsg.)(1991): Walter Benjamin. Gesammelte Schriften; Band 1 Teil 2. 1. Aufl., Suhrkamp, Frankfurt am Main: 471-508.

BERGER, P. L. & KELLNER, H. 1984: Für eine neue Soziologie. Ein Essay über Methode und Profession. Fischer-Taschenbuch-Verlag, Frankfurt am Main.

BOURDIEU, P. 1991: Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum. In: M. Wentz (Hrsg.): Stadt-Räume. Die Zukunft des Städtischen. Band 2. Frankfurt am Main. New York.: 25-34.

BRAUN-BLANQUET, J. 1964: Pflanzensoziologie. Grundzüge der Vegetationskunde. Springer, Wien.

BURCKHARDT, J. 2007: Das Geschichtswerk Band I - Die Zeit Constantins des Großen, Die Kultur der Renaissance, Weltgeschichtliche Betrachtungen. Zweitausendeins, Frankfurt am Main.

BURCKHARDT, L. 1979: Warum ist Landschaft schön? In: M. Ritter & M. Schmitz (Hrsg.)(2015): Warum ist Landschaft schön? - Die Spaziergangswissenschaft. Martin Schmitz Verlag, Berlin: 33 - 42.

BURKE, E. 1757: Philosophische Untersuchungen über den Ursprung unserer Ideen vom Erhabenen und Schönen. In: M. Hauskeller (Hrsg.)(1994): Was das Schöne sei - Klassische Texte von Platon bis Adorno. Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München: 181 - 208.

CASSIN, B. 1996: Die Sophistik und die großen Sophisten. In: F. Ricken (Hrsg.)(1996): Philosophen der Antike I. W. Kohlhammer GmbH, Stuttgart: 160 - 178.

CROCE, B. 1902: Ästhetik als Wissenschaft vom Ausdruck. In: M. Hauskeller (Hrsg.)(1994): Was das Schöne sei - Klassische Texte von Platon bis Adorno. Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München: 383 - 393.

DEGEL, A. 2004: Städtische Rasen. Ein freiraumplanerischer Beitrag zur Kenntnis angebauter und spontaner Stadtvegetation, dargestellt am Beispiel von Rasenflächen der Stadt Neubrandenburg ... Diplomarbeit, Neubrandenburg.

DENGLER, J. & WOLLERT, H. 2004: Sisymbrietea - Anuellen-Ruderalfluren frischer bis trockener Standorte. In: C. Berg & A. Abdank (Hrsg.)(2004): Die Pflanzengesellschaften Mecklenburg-Vorpommerns und ihre Gefährdung; Textbd., Weissdorn-Verl., Jena: 264-272.

FICINO, M. Über die Liebe oder Platons Gastmahl. In: M. Hauskeller (Hrsg.)(1994): Was das Schöne sei - Klassische Texte von Platon bis Adorno. Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München: 88 - 102.

FLASCH, K. 1998: Nikolaus von Kues - Geschichte einer Entwicklung, Vorlesungen zur Einführung in seine Philosophie. Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main.

GANDERT, K.-D. 1960: Rasen - Bedeutung, Anlage, Pflege. VEB Deutscher Landwirtschaftsverlag, Berlin.

GÖRS, S. 1966: Die Pflanzengesellschaften der Rebhänge am Spritzberg. In: Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Baden-Württemberg (Hrsg.)(1966): Die Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs Bd. 3: Der Spitzberg bei Tübingen. Ludwigsburg: 476-534.

GUTTE, P. 1972: Ruderalpflanzengesellschaften West- und Mittelsachsens. Feddes Repertorium 83, 11-122.

GUTTE, P. & HILBIG, W. 1975: Übersicht über die Pflanzengesellschaften des südlichen Teiles der DDR. Hercynia 12, 1-39.

HARD, G. 1982: Die spontane Vegetation der Wohn- und Gewerbequatiere von Osnabrück. In: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation (Hrsg.)(1990): Notizbuch 18 der Kasseler Schule. Hard-Ware. Texte von Gerhard Hard. Kassel: 131 - 203.

HARD, G. 1985: Städtische Rasen, hermeneutisch betrachtet. In: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation (Hrsg.)(1990): Notizbuch 18 der Kasseler Schule. Hard-Ware. Texte von Gerhard Hard. Kassel: 273-294.

HARD, G. 1988: Die Vegetation städtischer Freiräume - Überlegungen zur Freiraum-, Grün- und Naturscchutzplanung in der Stadt. In: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation (Hrsg.)(1990): Notizbuch 18 der Kasseler Schule. Hard-Ware. Texte von Gerhard Hard. Kassel: 331-346.

HARD, G. 1995: Spuren und Spurenleser. Zur Theorie und Ästhetik des Spurenlesens in der Vegetation und anderswo. Universitätsverlag Rasch, Osnabrück.

HARD, G. 1998: Ruderalvegetation. Ökologie und Ethnoökologie, Ästhetik und "Schutz". In: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation (Hrsg.)(1998): Notizbuch 49 der Kasseler Schule. Kassel.

HAUSKELLER, M. (Hrsg.)(1994): Was das Schöne sei - Klassische Texte von Platon bis Adorno. Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München.

HEGEL, G. W. F. 1997: Vorlesungen über die Ästhetik - 1. Suhrkamp, Frankfurt am Main.

HEINEMANN, G. & POMMERENING, K. 1979: Struktur und Nutzung dysfunktionaler Freiräume, dargestellt an ausgewählten Beispielen der Stadt Kassel. In: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation (Hrsg.)(1988): Notizbuch 12 der Kasseler Schule. Kassel.

HILBIG, W. 1973: Übersicht über die Pflanzengesellschaften des südlichen Teiles der DDR VII. Die Unkrautvegetation der Äcker, Gärten und Weinberge. Hercynia 10, 394 - 428.

HIRSCHFELD, C. C. L. 1779: Theorie der Gartenkunst 1. In: Georg Olms Verlag (Hrsg.)(1973): Theorie der Gartenkunst 1,2,3 / 5 Bände in zwei Bänden. Hildesheim.

HÜLBUSCH, K. H. 1980: Pflanzengesellschaften in Osnabrück. Mitteilungen der florist.-soziol. Arbeitsgemeinschaft 22, 51-75.

HÜLBUSCH, K. H. 1981a: Das wilde Grün der Städte. In: M. Andritzky & K. Spitzer (Hrsg.)(1986): Grün in der Stadt. Von oben, von selbst, für alle, von allen. Rohwolt Taschenbuch Verlag, Hamburg: 191-200.

HÜLBUSCH, K. H. 1981b: Zur Ideologie der öffentlichen Grünplanung. In: M. Andritzky & K. Spitzer (Hrsg.)(1986): Grün in der Stadt. Von oben, von selbst, für alle, von allen. Rohwolt Taschenbuch Verlag, Hamburg: 320-330.

HÜPPE, J. & HOFMEISTER, H. 1990: Syntaxonomische Fassung und Übersicht über die Ackerunkrautgesellschaften der Bundesrepublik Deutschland. Ber. d. Reinh. Tüxen-Ges. 2. Hannover, 61-81.

HUTCHESON, F. 1725: Eine Untersuchung des Ursprungs unserer Begriffe von Schönheit und Tugend. Erste Abhandlung: Von Schönheit, Ordnung, Übereinstimmung und Absicht. In: M. Hauskeller (Hrsg.)(1994): Was das Schöne sei - Klassische Texte von Platon bis Adorno. Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München: 127 - 148.

JAUSLIN, K. 1990: Denkmale des Ästhetischen. In: I. Habig & K. Jauslin (Hrsg.)(1990): Der Auftritt des Ästhetischen. Zur Theorie der architektonischen Ordnung. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main: 105 - 198.

KÄMPF-JANSEN, H. 1985: Ein nicht alltäglicher Versuch über das alltägliche der Dinge oder: Von der Komplexität ästhetischer Erfahrung. Analyse und Interpretation der Alltagswelt: Lebensweltforschung und ihre Bedeutung. Selbstverlag des Fachbereichs Kultur- und Geowissenschaften der Universität Osnabrück, Osnabrück: 223-235.

KANT, I. 1790-1799: Kritik der Urteilskraft. In: W. Weischedel (Hrsg.)(1983): Kant Werke in zehn Bänden: Kritik der Urteilskraft und Schriften zur Naturphilosophie. Bd. 8. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt: 173 - 620.

KEßLER, E. 1994: Naturverständnisse im 15. und 16. Jahrhundert. In: L. Schäfer & E. Ströker (Hrsg.)(1994): Naturauffassungen in Philosophie, Wissenschaft, Technik - Band II Renaissance und frühe Neuzeit. Verlag Karl Alber, Freiburg: 13 - 59.

KIENAST, D. 1978: Die spontane Vegetation der Stadt Kassel in Abhängigkeit von bau- und stadtstrukturellen Quartierstypen. Gesamthochschul-Bibliothek, Kassel.

KLAPP, E. 1954: Wiesen und Weiden. Behandlung, Verbesserung und Nutzung von Grünlandflächen. Parey, Berlin.

KNELL, H. 1991: Vitruvs Architekturtheorie. Versuch einer Interpretation. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt.

KRAH, G. 1987: "Mini-Kienast". Synthetische Übersicht der Stadtvegetation Kassels. In: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation (Hrsg.)(1987): Notizbuch 4 der Kasseler Schule. Kassel.

LECHENMAYR, H. 1993: Die Scherweide. In: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation (Hrsg.)(1994): Notizbuch 34 der Kasseler Schule. Pflege-Fälle. Kassel: 147-213.

LEFEBVRE, H. 2014: Die Revolution der Städte. Neuausgabe. CEP Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt am Main.

LEIXNER, O. 1919: Geschichte der Architektur. Reprint-Verlag, Leipzig.

LORBERG, F. 1995: Das Maß der Dinge - Einige Gedanken zu Gebrauch und Funktionalisierung. In: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation (Hrsg.)(1997): Notizbuch 46 der Kasseler Schule. Das Maß der Dinge. Prüfungsreden Drei '94/'95. Kassel: 146-164.

LÜHRS, H. 2005a: Liebesgrasfluren. In: Landschafts- und Freiraumplanung Neubrandenburg e.V. (Hrsg.)(2005): Neubrandenburger landeskundige Skizzen 6. Neubrandenburger Pflanzengesellschaften. Neubrandenburg: 33-36.

LÜHRS, H. 2005b: Wegraukenfluren. In: Landschafts- und Freiraumplanung Neubrandenburg e.V. (Hrsg.)(2005): Neubrandenburger landeskundige Skizzen 6. Neubrandenburger Pflanzengesellschaften. Neubrandenburg: 51-59.

LÜHRS, H. 2020: Freiraumpflege ist Freiraumplanung. In: Landschafts- und Freiraumplanung Neubrandenburg e.V. (Hrsg.)((Veröffentlichung in Vorbereitung)): Neubrandenburger landeskundige Skizzen. Neubrandenburg.

MIGGE, L. 1913: Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts. Eugen Dietrichs, Jena.

MÜLLER, T. 1978: Halbruderale Pioniertrockenrasen. In: E. Oberdorfer (Hrsg.)(1993): Süddeutsche Pflanzengesellschaften. Teil III: Wirtschaftswiesen und Unkrautgesellschaften. Gustav Fischer Verlag, Jena: 278-299.

MÜLLER, T. 1981: Eurosibirische nitrophytische Uferstauden- und Saumgesellschaften sowie ruderale Beifuß- und Distelgesellschaften. In: E. Oberdorfer (Hrsg.)(1993): Süddeutsche Pflanzengesellschaften. Teil III: Wirtschaftswiesen und Unkrautgesellschaften. Gustav Fischer Verlag, Jena: 135-275.

NEHRING, D. 1979: Stadtparkanlagen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Landschaftsgartens. In: D. Hennebo (Hrsg.): Geschichte des Stadtgrüns ; Bd. 4. Patzer, Hannover.

NIETZSCHE, F. 1881: Morgenröte. In: G. Colli & M. Montinari (Hrsg.)(1999): Friedrich Nietzsche: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden - Band 3. Deutscher Taschenbuch Verlag, München: 9 - 333.

NIETZSCHE, F. 1889: Götzen-Dämmerung. In: G. Colli & M. Montinari (Hrsg.)(1999): Friedrich Nietzsche: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden - Band 6. Deutscher Taschenbuch Verlag, München: 55 - 163.

OBERDORFER, E. 1971: Zur Syntaxonomie der Trittpflanzen-Gesellschaften. Beitr. naturk. Forsch. SüdwDtl. Band 30, Heft 2, Karlsruhe, 95-111.

OBERDORFER, E. (Hrsg.)(1983): Süddeutsche Pflanzengesellschaften. Teil III: Wirtschaftswiesen und Unkrautgesellschaften. 2. Aufl., Gustav Fischer Verlag, Jena.

OBERDORFER, E. (Hrsg.)(1993): Süddeutsche Pflanzengesellschaften. Teil III: Wirtschaftswiesen und Unkrautgesellschaften. 3. Aufl., Gustav Fischer Verlag, Jena.

PASSARGE, H. 1957: Zur soziologischen Stellung einiger bahnbegleitender Neophyten in der Mark Brandenburg. Mitteilungen der florist.-soziolog. Arbeitsgemeinschaft 6/7, 155-163.

PASSARGE, H. 1978: Bemerkenswerte Pflanzengesellschaften im märkischen Gebiet. Gleditschia 6, Berlin, 193-208.

PASSARGE, H. 1996: Hydro- und Therophytosa. Cramer in der Gebr.-Borntraeger-Verl.-Buchh., Berlin.

PASSARGE, H. 1999: Helocyperosa und Caespitosa. Cramer in der Gebr.-Borntraeger-Verl.-Buchh., Berlin.

PETRARCA, F. 2014: Die Besteigung des Mont Ventoux. In: K. Steinmann (Hrsg.)(2014): Petrarca - Die Besteigung des Mont Ventoux. Reclam, Stuttgart: 7 - 27.

PLATON nach 399 v. Chr.-a: Hippias maior. In: M. Hauskeller (Hrsg.)(1994): Was das Schöne sei - Klassische Texte von Platon bis Adorno. Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München: 15 - 29.

PLATON nach 399 v. Chr.-b: Phaidros. In: M. Hauskeller (Hrsg.)(1994): Was das Schöne sei - Klassische Texte von Platon bis Adorno. Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München: 30 - 42.

PLOTIN Über das Schöne. In: M. Hauskeller (Hrsg.)(1994): Was das Schöne sei - Klassische Texte von Platon bis Adorno. Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München: 58 - 70.

POTT, R. 1995: Die Pflanzengesellschaften Deutschlands. Ulmer, Stuttgart.

PSEUDO-DIONYSIOS um 500: Die Namen Gottes - Das Gute, das Licht und das Schöne. In: M. Hauskeller (Hrsg.)(1994): Was das Schöne sei - Klassische Texte von Platon bis Adorno. Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München: 74 - 83.

PULKENAT, S., RÄTSCH, J., PULKENAT, M., SIMON, A., STROBL, C., KRAMER, K. & STROBL, T. (Hrsg.)(2016): Das Wirken Peter Joseph Lennès in Mecklenburg-Vorpommern. Katalog zur Wanderausstellung anlässlich seines 150. Todesjahres. Bund Deutscher Landschaftsarchitekten, Rostock.

RICKEN, F. 1996: Aristoteles. In: F. Ricken (Hrsg.)(1996): Philosophen der Antike I. W. Kohlhammer GmbH, Stuttgart: 227 - 244.

RIVAS-MARTÍNEZ, S. 1975: Sobre la nueva clase Polygono-Poetea annuae. Phytocoenologia Band 2, 123 - 140.

SAUERWEIN, B. 1989a: Die Vegetation der Stadt. Ein freiraumplanerisch wertender Literaturführer. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.)(1989): Notizbuch 11 der Kasseler Schule. Kassel.

SAUERWEIN, B. 1989b: Stadtvegetation. Kritische Bibliographie. In: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation (Hrsg.)(1989): Notizbuch 14 der Kasseler Schule. Kassel.

SCHILLER, F. 1793: Kallias oder über die Schönheit. Briefe an Gottfried Körner. In: M. Hauskeller (Hrsg.)(1994): Was das Schöne sei - Klassische Texte von Platon bis Adorno. Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München: 254 - 283.

SCHOPENHAUER, A. 1977: Parerga und Paralipomena: Kleine philosophische Schriften. In: A. Hübscher (Hrsg.)(1977): Parerga und Paralipomena: Kleine philosophische Schriften, zweiter Band, zweiter Teilband - Zürcher Ausgabe - Werke in zehn Bänden. Diogenes, Zürich: S. 360 - 805.

SCHOPENHAUER, A. 1987: Die Welt als Wille und Vorstellung. In: A. Hübscher (Hrsg.)(1987): Die Welt als Wille und Vorstellung, Band 1 - Die Gesamtausgabe in zwei Bänden. Philipp Reclam jun. Verlag, Stuttgart.

SCHUBERT, R. & MAHN, E.-G. 1969: Übersicht über die Ackerunkrautgesellschaften Mitteldeuschlands. Feddes Repertorium 80 (2-3), 133-304.

SCHÜRMEYER, B. & VETTER, C. A. 1983: Die Naturgärtnerei. In: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation (Hrsg.)(1993): Notizbuch 28 der Kasseler Schule. Die "Freie Landschaft?". Kassel: 63-124.

SIMON, L. 2005a: Von Pflasterritzen und Trittrasen. In: Landschafts- und Freiraumplanung Neubrandenburg e.V. (Hrsg.)(2005): Neubrandenburger landeskundige Skizzen 6. Neubrandenburger Pflanzengesellschaften. Neubrandenburg: 24-33

SIMON, L. 2005b: Flächenhafte Ruderalfluren. In: Landschafts- und Freiraumplanung Neubrandenburg e.V. (Hrsg.)(2005): Neubrandenburger landeskundige Skizzen 6. Neubrandenburger Pflanzengesellschaften. Neubrandenburg: 66-73.

SIMON, L. 2005c: Mauerraute oder Zimbelkraut-Vegetation an der Stadtmauer. In: Landschafts- und Freiraumplanung Neubrandenburg e.V. (Hrsg.)(2005): Neubrandenburger landeskundige Skizzen 6. Neubrandenburger Pflanzengesellschaften. Neubrandenburg: 79-85.

SISSINGH, G. 1950: Onkruid-associaties in Nederland. 's Gravenhage.

SISSINGH, G. 1969: Über die systematische Gliederung von Trittpflanzen-Gesellschaften. Mitteilungen der florist.-soziolog. Arbeitsgemeinschaft 14, 179-192.

SONTAG, S. 2002: Über Schönheit. In: P. Dilonardo & A. Jump (Hrsg.)(2010): Zur gleichen Zeit. Aufsätze und Reden., Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt a. M.: 25-37.

STEINMANN, K. 2014: Grenzscheide zweier Welten? Petrarcas Besteigung des Mont Ventoux. In: K. Steinmann (Hrsg.)(2014): Petrarca - Die Besteigung des Mont Ventoux. Reclam, Stuttgart: 43 - 64.

STIERLE, K. 1979: Petrarcas Landschaft - Zur Geschichte ästhetischer Landschaftserfahrung. Scherpe Verlag, Bielefeld.

SZLEZÁK, T. A. 1996: Platon. In: F. Ricken (Hrsg.): Philosophen der Antike I. W. Kohlhammer GmbH, Stuttgart: 212 - 226.

TAURIT, H.-J. 1982: Ein ökologisch gedachter Pflegeplan wird ökonomisch. Das Gartenamt Heft 10, 585-597.

TÜXEN, R. 1970: Zur Syntaxonomie des europäischen Wirtschafts-Grünlandes (Wiesen, Weiden, Tritt- und Flutrasen). Ber. Naturhist. Ges. Hannover 114, 77–85.

TÜXEN, R. (Hrsg.)(1950): Grundriss einer Systematik der nitrophilen Unkrautgesellschaften in der Eurosibirischen Region Europas. Sonderdruck aus: Mitteilungen der Florist.-soziolog. Arbeitsgemeinschaft. Heft 2, Stolzenau/Weser.

VEBLEN, T. 1993: Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen. Fischer-Taschenbuch-Verl., Frankfurt am Main.

WAGNER, M. 1915: Das sanitäre Grün der Städte. Ein Beitrag zur Freiflächentheorie. Berlin.

WENGHÖFER, H.-G. 2013: Die Stadtgärtner von Greifswald. 210 Jahre städtische Gärtner für die Betreuung der Grünanlagen und Friedhöfe. Teil IV: 1990-2010. Das Grünflächenamt und seine Entwicklung. Greifswald.

WIDELAK, H. 2017: Vorwärts, wir müssen zurück!. Eine freiraumplanerisch-vegetationskundliche Betrachtung des Wohngebiets Datzeberg in Neubrandenburg. Masterarbeit, Neubrandenburg.

WITTIG, R. 2001: Gedanken zur Systematik der mitteleuropäischen Trittpflanzengesellschaften. Tuexenia 21, Göttingen, 217-226.

WITTIG, R. 2005: Zur Syntaxonomie von ruderalen Melilotus- Echium- und Verbascum-Fluren. Tuexenia 25, 195-210.

Abbildungsverzeichnis

Alle Abbildungen wurden angefertigt von Anna Haselroth und Florian Nessler.

Abbildung 1: Der "Rasen" wächst uns fast über den Kopf. Vegetationsaufnahme auf dem Datzeberg, Juli 2019. 9

Abbildung 2: Über dem Boden der Tatsachen - auch nicht mehr das, was er einmal war. 20

Abbildung 3: Hieracium sabaudum hebt sich im Licht der Abendsonne deutlich von der Stadtmauer ab. 45

Abbildung 4: Licht und Schatten - Auf der linken Seite ein spontan aufgewachsenes Sisymbrion am Grünen Weg (Jahnviertel) und auf der rechten Seite eine zu einem ungünstigen Zeitpunkt "gepflegte" Petasites-Gesellschaft. 47

Abbildung 5: Ein Echio Verbascetum zwischen Auffahrt und Zaun, das uns buntblühend entgegenleuchtet, nicht gedankenlos weggepflegt wurde und der sommerlichen Hitze widersteht. 75

Selbstständigkeitserklärung

Hiermit erklären wir, Anna Haselroth und Florian Nessler, dass wir die vorliegende Masterarbeit selbstständig und nur unter Verwendung der angegebenen Literatur und Hilfsmittel angefertigt haben. Die aus fremden Quellen direkt oder indirekt übernommenen Stellen sind als solche kenntlich gemacht. Die Arbeit wurde bisher in gleicher oder ähnlicher Form keiner anderen Prüfungsbehörde vorgelegt und auch nicht veröffentlicht.

Datum: Unterschrift:

Bericht zum Haushalt 1999 Teil Grünflächenamt

1. Verwaltungshaushalt

1. 1 Öffentliche Grün- und Freiflächen

Der bekannte Landschaftsarchitekt Fürst Pückler fasste seine gärtnerischen Erfahrungen zusammen, indem er einmal bemerkte: „Ein Garten ist nicht, er wird".

Dies gilt für die städtischen Grünanlagen und Parke gleichermaßen. Die Zweckbestimmung der Grün- und Erholungsanlagen kann auf Dauer nur erhalten bleiben, wenn ihnen eine angemessene Pflege und Unterhaltung zuteil wird. Dieses ist und bleibt eine unverzichtbare Aufgabe des Grünflächenamtes.

Zur Zeit unterhält und pflegt das Grünflächenamt ca. 210 ha öffentliche Grün- und Freifläche. Dazu zählen auch die 98 öffentlichen Kinderspielplätze und die etwa 10.000 Stadtbäume. 1998 wurden für die Pflege und Unterhaltung des Stadtgrüns etwa 77,- DM pro Einwohner verausgabt (vgl. Berlin 94 DM/Bürger/Jahr).

83 % der städtischen Grün- und Freifläche werden über Pflegeverträge mit Unternehmen bewirtschaftet.

In den letzten Jahren hatte das Fachamt vor allem mit dem Problem des erheblichen Flächenzuwachses und dem nicht damit einhergehenden, proportionalen Finanzmittelanstieg zu kämpfen.

→ *Folie Flächenentwicklung Grünflächen*

Somit stand das Amt vor der Aufgabe, trotz der Vervielfachung der zu bewirtschaftenden Flächen mit einem seit 1992 nur äußerst geringfügig aufgestockten Zuschusses dieses Problem zu bewältigen.

Mit einer Vielzahl von Vergabe-ABM, ABM, dem verstärkten Einsatz der Diakoniewerkstätten und seit dem letzten Jahr mit 30 und mehr Arbeitskräften aus dem Bereich „Hilfe zur Arbeit" (Sozialhilfeempfänger), konnte dieses Problem bewältigt werden, ohne dabei die für die Unternehmen dieser Stadt äußerst wichtige Vergabe an den 1. Arbeitsmarkt aus den Augen zu verlieren.

Unter Berücksichtigung aller genannten Maßnahmen konnte der Kostensatz pro m^2 Grünfläche um etwa 2/3 gesenkt werden, d. h. von 4,89 DM/m^2 im Jahr 1992 auf 1,66 DM/m^2 1998 - ohne Berücksichtigung der Einnahmen in diesem Bereich.

→ *Folie Kostenentwicklung*

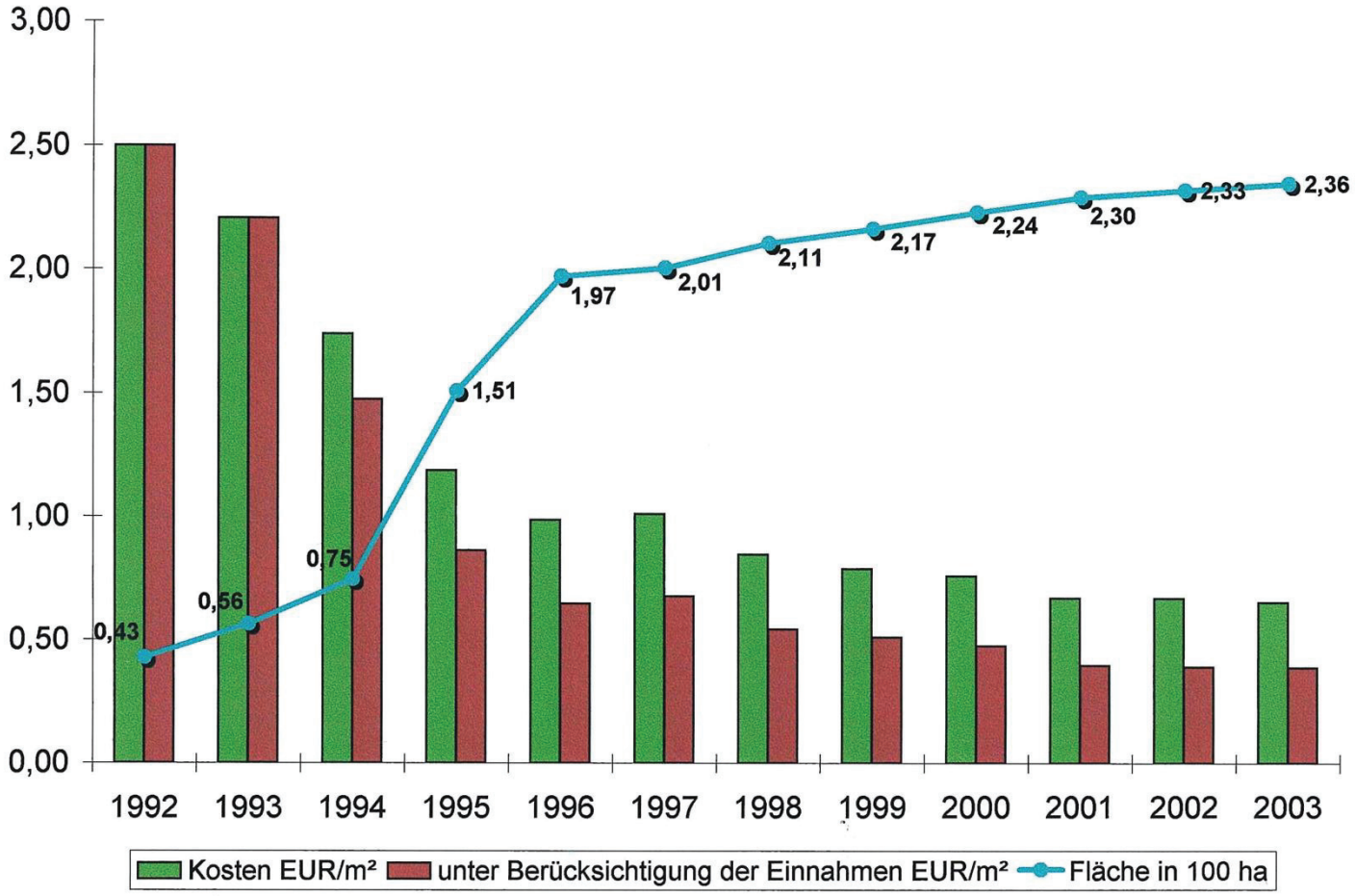
Positiv ausgewirkt auf diese Bilanz hat sich auch die zunehmende Konzentration der Bewirtschaftung aller öffentlichen Grün- und Freiflächen der einzelnen Fachämter der Stadt im Grünflächenamt.

Trotz aller genannten positiven Ergebnisse ist dennoch festzustellen, dass die mit dem Haushaltsentwurf 1999 geplanten Ausgaben für diesen Bereich eine untere Grenze darstellen, die im Hinblick auf den qualitativen Bestand der Anlagen nicht mehr unterschritten werden darf.

Eventuelle Überlegungen zum noch verstärkten Einsatz des 2. und 3. Arbeitsmarktes in diesem Bereich sind ohne Konsequenzen im Hinblick auf die Pflegequalität der städtischen Grünanlagen und ohne Konsequenzen für den 1. Arbeitsmarkt nicht mehr durchführbar.

Preisschwankung von 0,50 DM/m² bis über 1000 DM/m² in Abhängigkeit Pflegekategorie und Stadtgebiet

Flächen- und Kostenentwicklung 1992 - 2003

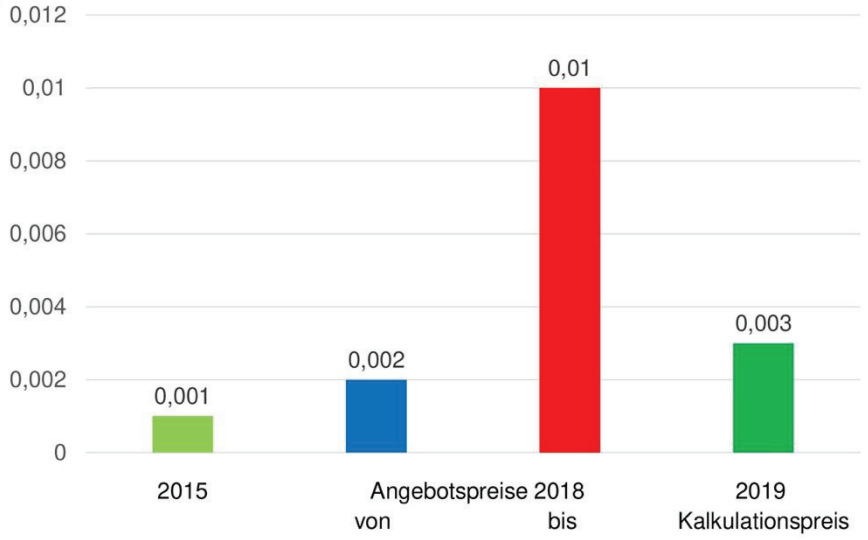


Kostenentwicklung in der Grünflächenunterhaltung

Betriebsausschuss 24.September 2019

Kostenentwicklung in der Grünflächenunterhaltung

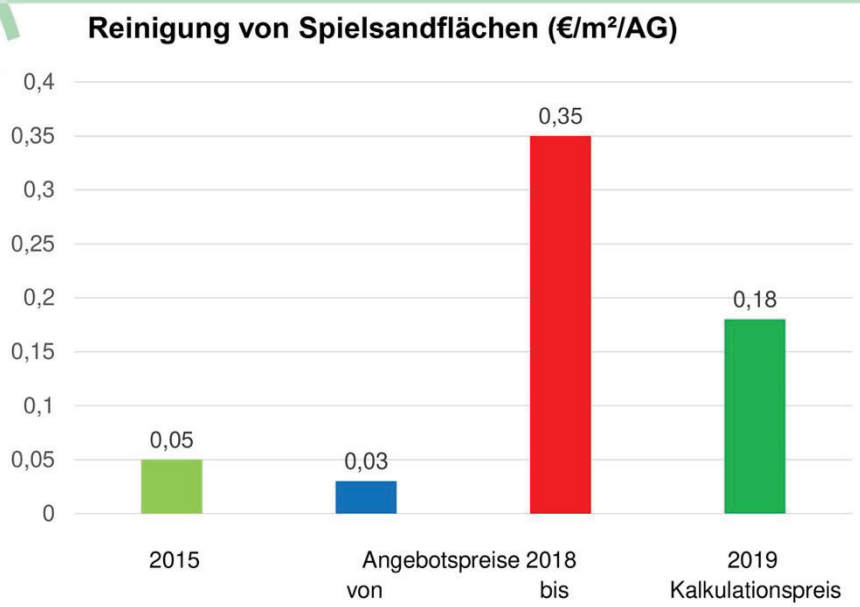
Reinigung von Grünanlagen (€/m²/AG)



Preisanstieg - 300 % -

Betriebsausschuss 24.September 2019

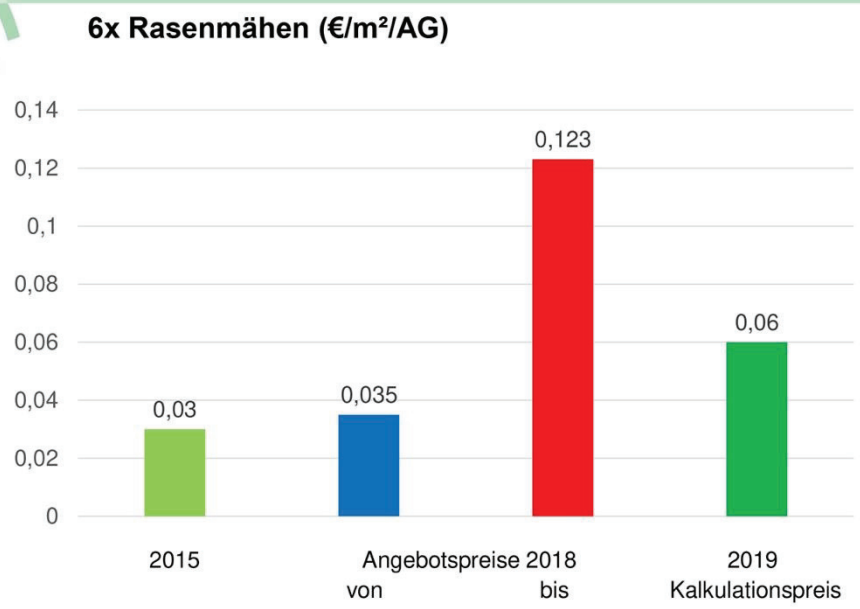
Kostenentwicklung in der Grünflächenunterhaltung



Preisanstieg - 360 % -

Betriebsausschuss 24.September 2019

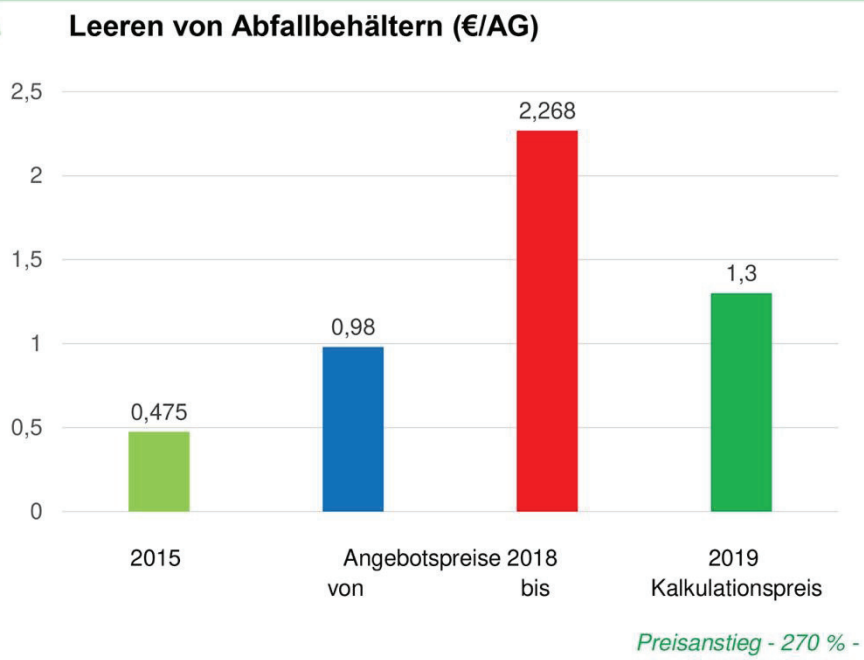
Kostenentwicklung in der Grünflächenunterhaltung



Preisanstieg - 200 % -

Betriebsausschuss 24.September 2019

Kostenentwicklung in der Grünflächenunterhaltung



Kostenentwicklung in der Grünflächenunterhaltung

Erhöhungen IH Grün	2019 in T€	2020 in T€	Geschätzte Erhöhung in T€	Bemerkungen
Los 2	144	160	16	Preise aus 2018
Los 5	78	270	192	Preise aus 2015
Los 6	153	382	229	Preise aus 2015
Los Reinigung	62	92	30	
Zusätzliche Pflegeleistungen	-	65	65	neu
Baumpflege	220	350	130	
gesamt	**657**	**1.319**	**662**	